I.

Denkmale der Kunst.

A. Kirchengebäude.

Binterim, Ant. Jos., die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkathol. Kirche. 1826. IV. 1, 1—162. — Augusti, J. Chr. W., die gottesdienstlichen Personen und Oerter der christlichen Kirche (Bd. 11 der Denkwürdigkeiten). 1830. S. 315—496. — Desselb. Beiträge zur christlichen Kunstgesch. u. Liturgik. 1841. — Bunsen, Chr. C. Josias, die Basiliken des christl. Roms (1842). — Kreuser, J., Kölner Dombriefe. 1844. S. 2—62. — Desselb., der christl. Kirchenbau. 2. Aufl. 1860. 1, 3—270. — Monographieen sind gehörigen Orts unter dem Texte angeführt.

a. Im Allgemeinen.

12. Die gottesdienstlichen Gebäude der Christen sind von Westen nach Osten gerichtet (orientirt). Diese heilige Baulinie[1]) beruht auf der altchristlichen Sitte, sich beim Beten gen Osten zu wenden und den Blick nach dem Aufgang aus der Höhe zu lenken.

Eine genaue Orientirung ist vor der Erfindung des Compasses überhaupt nicht, und von der unbefangenen mittelalterlichen Praxis am wenigsten zu erwarten; doch findet sich im XII. Jahrh. (Joh. Beleth, divini officii explicatio c. 2.) die ausdrückliche Vorschrift »*Ut aedificetur versus Orientem, hoc est versus solis ortum aequinoctialem*« und die Verwerfung Derjenigen, die sich aus nicht angeführten Gründen nach dem Aufgangspunkte der Sonne am längsten Tage richten wollten und richteten (»*nec vero contra aestivale solstitium, ut nonnulli et volunt et faciunt*«), also eine nordöstliche Baulinie beliebten. Letztere Richtung findet sich, — ob absichtlich, oder nur zufällig, oder nur wegen gewisser örtlichen

1) Alberdingk Thijm, Jos. Alb., de Heilige Linie. Proeve over de oostwardsche richting van kerk en autaar als hoofdbeginsel der kerkelijke bouwkunst. Amsterd. 1858. Vergl. Desselb. »*De l'orientation des églises*« in »*Dietsche Warande*« (Partie française.) 1857. p. 37 und »*La ligne sacrée*«. Ebd. p. 51. — Ueber die Richtung der Kirchen, in Mone u. v. Aufsess, Anzeiger für Kunde des deutschen M. A. 3, 201. — Orientirung der Kirchen, in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst. 1, 32.

Verhältnisse, beobachtet z. B. bei den Domen von Basel und Meissen, welche sich von WSW nach ONO erstrecken; auch die Martinikirche zu Braunschweig und die Kirche von Arnual haben nordöstliche Lage, wogegen der Dom und die Liebfrauenkirche in Trier mit dem Altarende um etwa 20^0 nach Süden abweichen. Andere zahlreiche Beispiele von beiderlei Abweichungen lassen sich auf dem Plane jeder beliebigen alten und grösseren Stadt mit leichter Mühe auffinden, und da die Richtungslinie der Kirchen, wie in Deutschland so auch in Frankreich und England, den ganzen Bogen auszufüllen scheint, den die Sonne vom kürzesten bis zum längsten Tage am Horizonte beschreibt, so liegt die Vermuthung nahe, dass man sich bei Bestimmung der Baulinie oft lediglich nach dem Aufgangspunkte der Sonne am Tage der Grundsteinlegung gerichtet haben mag. Im Spätmittelalter bediente man sich allerdings des Compasses[1]), bequemte sich indess, was namentlich innerhalb der Städte unumgänglich nöthig war, dabei der Localität an, doch niemals in dem Maasse, dass die Längenaxe der Kirche geradezu von Norden nach Süden fiel, was zwar in Rom bei Santa Prassede (mit dem Altar in Norden) und bei San Giorgio in Velabro (mit dem Altar in Süden) aus unbekannten Ursachen der Fall ist, aber in Deutschland von keinem mittelalterlichen, schon ursprünglich zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Gebäude nachgewiesen ist, und höchstens bei später als Kirchen benutzten Refectorien etc. (wie bei der sogenannten älteren Kirche in Kloster Eberbach) vorkommt. — Bei der aus dem XIII. Jahrh. stammenden Schlosskapelle in Vianden erscheint die südliche Richtung durch die Terrainverhältnisse unbedingt geboten.

13. Der Bau begann mit der Grundsteinlegung durch den Bischof am Altarende in Osten und schritt von hier nach Westen weiter vor; in dieser technischen Beziehung wird daher die Baulinie als von Osten nach Westen gehend zu bezeichnen sein.

In dem Baurisse für das Kloster St. Gallen[2]) vom J. 820 wird die Längenrichtung der Kirche ausdrücklich bezeichnet »*ab oriente in occidentem*«, aber das Missverständliche dieses Ausdrucks fällt dadurch hinweg, dass der Hauptaltar wie gewöhnlich in Osten und die Thürme in Westen angebracht sind. Vergl. unten Anmerkung 1.

Auf Herstellung des Altarhauses musste man für den Zweck des Gottesdienstes am ersten bedacht sein, das Entbehrlichere durfte hinausgeschoben, und die kostspieligen Thürme brauchten erst zuletzt vollendet zu werden. — Selbstverständlich ist der obige Satz 13. nur für ausgedehntere Kirchenbauten von Erheblichkeit. Das sachkundige Auge erkennt z. B. am Dome zu Magdeburg, dessen Osttheil im Jahre 1208 begonnen wurde, an den Merkmalen des Baustyls mit Bestimmtheit, dass der Bau allmäh-

1) L. Lacher in seiner Unterweisung von 1516 (Reichensperger, Verm. Schr. S. 139) sagt: »*so du wildt ein Khor an das Hochwerkh anleg wo er stehn sol, der abmerckung, der sonen aufgang, so nimb ein Khumbast, setz den auf ein winckelmaass, vnd lass den magnad auf die mitdaglinie stehn*« u. s. w.

2) Keller (Bauriss des Kl. St. Gallen) drückt sich S. 15 des Textes missverständlich und S. 20 unrichtig hierüber aus, während der Bauriss selbst keinen Zweifel aufkommen lässt.

lich nach Westen hin weiter fort schritt, wo er mit dem Oberbau des Westgiebels und der Thürme erst in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts seinen Abschluss fand. — Vom Dome zu Cöln wurde bekanntlich nur der östliche Theil ganz fertig. — Wo, wie z. B. am Münster zu Freiburg i. B., der östliche Theil entschieden jünger ist, als das übrige Gebäude, gehört der erstere einem späteren Neubau an. Ebenso ist auch die Westfront von St. Stephan zu Wien der Ueberrest eines älteren Baues. — Am Dom zu Halberstadt baute man, wie übereinstimmend mit den geschichtlichen Nachrichten der Augenschein lehrt, von Westen aus in östlicher Richtung weiter, allein dies war ein Umbau, welcher zum Theil die Stelle einer älteren Kirche einnehmen sollte, die man, um den Gottesdienst fortsetzen zu können, während des Baues conserviren musste. — Am Dom zu Cöln schritt man nach Vollendung des Chores zunächst zum Baue des Langhauses und der Thürme, und liess selbst die Fundamente der südlichen Kreuzvorlage, die erst bei der neuesten Wiederaufnahme des Baues gelegt werden mussten, wenigstens theilweise fehlen.

Anmerkung 1. Die west-östliche Baulinie stand zwar schon im christlichen Alterthume fest[1]), doch wurde der Altar, statt wie später regelmässig in Osten, auch häufig am Westende der Kirchen angelegt, wie mehrere alte Kirchen in Rom[2]) noch heute beweisen. Der amtirende Priester schaute auch in diesen Kirchen nach Osten, stand also nicht vor, sondern hinter dem Altartische und brauchte sich deshalb bei der Salutation des Volkes (*Dominus vobiscum*) nicht umzudrehen.[3]) Auch ausserhalb Rom gab es in altchristlicher Zeit Kirchen in umgekehrter Richtung[4]) und zwar,

---

1) Const. apostol. 2, 57: *Ὁ οἶκος ἔστω — κατ' ἀνατολὰς τετραμμένος.* — Vergl. Sidon. Apoll. epist. 2, 10 mit den Anmerkungen von Sirmond (Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins. VIII. 4, 424).

2) Es sind S. Peter im Vatican, S. Maria Maggiore, S. Johann im Lateran, S. Sebastian ausserhalb der Mauern, S. Crisogono, S. Balbina, S. Martino ai Monti, S. S. Nereo ed Achilleo, S. Maria in Domnica, S. Clemente, S. Nicolo in carcere und S. Maria in Trastevere. Auch S. Lorenzo ausserhalb der Mauern hatte ursprünglich den Hochaltar am Westende, aber beim Bau des jetzigen Schiffes zu Anfang des XIII. Jahrh. liess Papst Honorius IV. die alte Thür an der Ostseite vermauern und verlegte den Hochaltar dahin. Vergl. Alberdingk Thijm, Dietsche Warande (Partie française). 1857. p. 44.

3) Durandi Rationale l. V. c. II. n. 57 (Lugd. 1551. Fol. 134 v.): In ecclesiis ostium ab occidente habentibus, missam celebrans, in salutatione ad populum se vertit . . . . . et deinde oraturus se ad orientem convertit. In ecclesiis vero ostia ab oriente habentibus, ut Romae, nulla est in salutatione necessaria conversio: sacerdos in illis celebrans, semper ad populum stat conversus. — Leo der Grosse (um 443) nahm Anlass (Serm. 7 de nativ.) das Volk zu strafen, weil dieses, theils aus Unwissenheit, theils aus heidnischem Aberglauben, auf den Stufen am östlichen Hauptportale von S. Peter, vor dem Eintritt in die Kirche, sich nach Osten gegen die aufgehende Sonne umwandte um zu beten, drang indess damit nicht durch, da die Gläubigen diese Sitte beibehielten, weshalb auf Veranlassung eines Cardinals im J. 1300 ein musivisches Bild Christi und der Apostel vor der Kirchthür errichtet wurde, damit die sich nach Osten umwendenden Betenden dieses verehren sollten, und der Aberglaube eines Sonnencultus vermieden würde. Vergl. Casalius, de Christ. ritibus. Francof. et Hannov. 1681. p. 30.

4) Die Kirche zu Tyrus (Eusebius, hist. eccl. 10, 4 n. 16) lag mit ihrem Vorplatze gegen die Strahlen der aufgehenden Sonne ausgebreitet; dasselbe war (de vita

wenn einem Zeugnisse aus dem IX. Jahrh. zu trauen ist, weil man damals auf die Orientirung der Kirchen kein besonderes Gewicht gelegt habe.[1]) Sicher ist, dass man aus Zweckmässigkeits-Gründen von der typisch gewordenen Orientirung abzuweichen keinen Anstand nahm: denn Paulinus von Nola baute bei der älteren grösseren des h. Felix, welche richtig orientirt war, eine kleinere Kirche mit dem Eingang auf der Ostseite, weil sie nur als zu ersterer gehörig betrachtet werden sollte.[2]) Auch die kleine Krankenhauskirche auf dem Baurisse von St. Gallen, welche mit der ebenso grossen richtig orientirten Novizenkirche in gleicher Axe liegt, hat, offenbar nur der Symmetrie halber, die Altarnische in Westen, und dieses Schwanken zwischen beiden Weisen scheint noch bis ins XI. Jahrh. fortgedauert zu haben: denn die zuerst im J. 983 erbaute (später erneuerte und neuerdings abgetragene) Kirche des Klosters Petershausen bei Constanz hatte den Haupteingang östlich und den Altar westlich, und wie im Dom zu Bamberg (gegr. 1004)[3]) scheint auch ursprünglich im Dome zu Augsburg, in St. Emeram, im Obermünster und in St. Jakob zu Regensburg, sowie in St. Michael zu Hildesheim der Hochaltar seine Stelle im Westen gehabt zu haben. Die Dome zu Mainz und Fulda dagegen, in denen der Hochaltar jetzt zwar ebenfalls am Westende steht, aber ursprünglich östlich stand, gehören aus diesem Grunde nicht hieher.

Anmerkung 2. Dem Kirchenbau musste die bischöfliche Erlaubniss, die Aussetzung einer bestimmten Dotation und die Erwerbung eines geeigneten Bauplatzes vorangehen. Letzterer wurde durch die Errichtung eines Kreuzes als nunmehriges Eigenthum der Kirche bezeichnet und nach einem alten Rechtsbrauche zuweilen mit Seidenfäden umspannt[4]), um ihn von den profanen Umgebungen abzusondern. Wenn die Fundatoren hochgestellte Personen waren, so pflegte die Grundsteinlegung[5]) im Beisein vieler geistlicher und weltlicher Gäste unter grossen Feierlichkeiten zu geschehen. Nach Besprengung der Baugrube mit Weihwasser legte der Bischof den Grundstein (*primarium lapidem*), welcher mit einem Kreuze bezeichnet sein musste. Doch war es im früheren Mittelalter anscheinend Sitte, nicht bloss

---

Constantini 3, 37) mit den Thüren der Kirche des Erlösers zu Jerusalem der Fall. Sokrates (H. e. 5, 22) sagt von der grossen Kirche zu Antiochia: *Ἡ ἐκκλησία ἀντίστροφον ἔχει τὴν θέσιν· οὐ γὰρ πρὸς ἀνατολὰς τὸ θυσιαστήριον, ἀλλὰ πρὸς δύσιν ὁρᾷ.* Paulinus von Nola giebt (ep. 12 ad Severum) als die gebräuchlichere Sitte an, dass der »*prospectus*« der Kirche nach Osten schaue.

1) Walafried Strabo (de exord. et incr. rer. eccl. c. 4) bemerkt: »*Non magnopere curabant illius temporis justi, quam in partem orationis loca converterent. Sed tamen usus frequentior et rationi vicinior habet in Orientem orantes converti, et pluralitatem maximam ecclesiarum eo tenore constitui.*«

2) Paulini ep. 12 ad Severum.

3) Pertz, M. G. XVII, 635; vergl. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit. 2. Aufl. 2, 61 u. 580.

4) Die Seidenfäden, welche in den Marienkirchen zu Laeken u. Lebbeke (bei Dendermonde) in Belgien aufbewahrt werden, sollen einst zu obigem Zwecke benutzt worden sein. — Wolf, Beitr. zur deutschen Mythologie. 1, 175.

5) Vergl. Lenoir, Alb., Architecture monastique. Paris 1852. 1, 40: »*Première pierre*«, woselbst auch Abbild. von Grundsteinen aus dem XIV. Jahrh., mit einem Kreuze und mit histor. Angaben über die Grundsteinlegung versehen. Aushöhlungen haben diese Steine nicht.

einen, sondern, wahrscheinlich zur grösseren Verherrlichung der Feier, mehrere Grundsteine (*primos lapides*) zu legen, und zwar an den sämmtlichen Ecken des Gebäudes. So brachte 983 bei Gründung der Kirche des Klosters Petershausen Bischof Gebhard von Constanz vier Goldstücke dar, welche unter die vier Eckmauern (vermuthlich in Aushöhlungen der Grundsteine) gelegt wurden.[1] — Bischof Thietmar von Merseburg legte 1015 zu seiner neuen dortigen Kathedrale die vier ersten Steine nach der Figur (*in modum*) des h. Kreuzes[2]: also wohl an den vier Endpunkten des zu errichtenden Gebäudes. — Das Fundament zur Kirche des 1091 gestifteten Klosters Pegau wurde an zwölf Ecken gelegt (demnach wahrscheinlich an den acht Ecken und den vier einspringenden Winkeln des kreuzförmigen Grundrisses), und der Stifter, Graf Wieprecht von Groitzsch, trug dazu ebensoviele Körbe mit Steinen auf seinen Achseln zur Baustelle.[3] — Anderwärts und später begnügte man sich wohl mit einem Grundsteine auf der Stelle des künftigen Hochaltars der Kirche.

Bei einer im J. 1823 vorgenommenen Reparatur am Grundbau des Spitals zum heil. Geist in Nürnberg fand man den Grundstein auf: ein Werkstück, 4 F. lang, 3 F. breit und 1¼ F. dick. Auf der oberen Fläche des Steines war ein Kreuz mit verbreiterten Enden (Tatzenkreuz) eingegraben, und zwischen dessen Armen der Titulus des Kreuzes Christi. Ueber und unter dem Kreuze stand zweimal die Jahreszahl 1489 und in der Mitte desselben befand sich eine runde, etwa 7 Zoll tiefe Oeffnung von etwa 6 Zoll Durchmesser, welche mit einer Zinntafel verschlossen war, auf deren unterer Seite die Namen der damaligen Oberst-Hauptleute von Nürnberg und des Baumeisters standen. In der Höhlung lagen: ein hölzernes Büchschen mit 9 kleinen nürnb. Silbermünzen, eine Glasflasche mit vertrocknetem Inhalt, eine kleine gegossene Zinnplatte mit einem Christuskopfe, Sonne und Mond, einer Taube und den Buchstaben I. N. R. I. (ganz in der Weise der bekannten russischen Heiligenbilder) und endlich der Zinnabguss einer antiken Gemme[4]: beide letztere Gegenstände wahrscheinlich als Talismane.

Anmerkung 3. Obgleich die hohe Lage der meisten Kathedralen und sonstigen Benedictiner-Kirchen allerdings an die urchristliche Vorliebe erhabener Baustätten für die Gotteshäuser[5] erinnert, so würde man dennoch irren, wenn man annehmen wollte, dieselbe ausschliesslich oder auch nur

---

1) Beilage zur Augsb. Postztg. 1857, No. 273, S. 1021. — Auch zu Belleville in Beaujolais legte der Abt 1168 ein schönes Goldstück in den Grundstein, und bei der Gründung von St. Denis stiegen nach dem Könige, welcher den ersten Stein legte, die übrigen Gäste in die Baugrube und legten jeder ihren Stein, einige auch Edelsteine (gemmas). Vergl. Lenoir, a. a. O. Es drängt sich übrigens doch wohl die Vermuthung auf, dass diese Goldstücke und Edelsteine Opfergaben zum Baufond waren, also nicht mit vermauert, sondern für den Kirchenbau verwerthet wurden.

2) N. Mittheil. des thür.-sächs. Vereins. VI. 4, 72.

3) Monachi Pegav. de vita et rebus gest. Comitis Viperti Groicens. ad a. 1091.

4) Der Sammler für Kunst u. Alterth. in Nürnb. 1824. 1, 66.

5) So lag schon die Kirche zu Nikomedien unter Diocletian »*in alto*« (Lactant. de mortibus persec. c. 12) u. Tertullian (adv. Valentinianum c. 3) sagt: Nostrae columbae domus simplex in editis semper et apertis et ad lucem. — Vergl. Matth. 16, 18.

vorzugsweise hierauf zurückführen zu können.[1]) Die ersten Heidenbekehrer in Deutschland hatten hauptsächlich Rücksicht zu nehmen auf die möglichste Sicherheit ihrer Ansiedlungen gegen feindliche Ueberfälle, und dieses praktische Moment traf oft auf das Glücklichste zusammen mit jener sinnigen Vorliebe des christlichen Alterthums und dem Vorbilde des im J. 529 gestifteten italienischen Mutterklosters Monte Casino. So wählte z. B. Bonifacius 723 den steilen Basaltkegel an der Ohm (Amoeneburg) zu einer Celle für Mönche, weil diese Lage gegen jeden Angriff Schutz versprach, und ähnliche Fürsorge scheint bei Anlage von Bureburg (bei Fritzlar) 741 entscheidend gewesen zu sein.[2]) Ferner kommt in Betracht, dass viele Kirchen und Klöster aus Burgen entstanden, deren ursprüngliche Besitzer ihre Erbgüter zu diesem frommen Zwecke übereigneten: so z. B. im VII. Jahrh. Herzog Ethico die Hohenburg (Odilienberg) bei Strassburg, im X. Jahrh. Otto der Grosse Merseburg, im XI. Jahrh. Heinrich II. Bamberg und Konrad II. Limburg a. d. H., und fast unzählige andere im Laufe der Zeiten. Endlich kommt noch hinzu, dass man in neubekehrten Ländern, um auch hierdurch den Sieg des Christenthums anzudeuten, vielleicht aber auch um die altgewohnte Anhänglichkeit der Neubekehrten an den Ort zu benutzen, die christlichen Kirchen vorzugsweise gern an solchen Orten erbaute, wo früher heidnische Sacra waren gefeiert worden[3]), was wiederum häufig auf Bergen der Fall war und namentlich bei vielen dem Erzengel Michael und dem Apostel Petrus gewidmeten Bergkirchen und Klöstern zutrifft.[4])

Während die Klöster der Benedictiner, in Abgeschiedenheit von der Welt, aber mit freier Aussicht auf die Herrlichkeit derselben, auf einsamer

---

1) Nur ein Beispiel wüssten wir anzuführen: Bischof Heribert von Eichstädt (1021–1042) liess den dortigen Dom abtragen, weil er die Kirche »*in editiori urbis loco*« haben wollte. Pertz, M. G. VII. p. 262.

2) Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands. 1, 339 u. 597. — Die in der Nähe der Kathedralen belegenen bischöflichen Palatien waren regelmässig befestigt. Der (nicht auf einem Berge gelegene) Dom zu Mainz hatte noch im XII. Jahrh. »*munitiones*«. (Cf. Urstisius, Chr., German. historicor. illustr. 1, 572 lin. 48), und das Bedürfniss veranlasste in Steiermark und Siebenbürgen noch in späteren Jahrhunderten zu burgähnlichen Kirchenbauten. Vergl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1856. 1, 248 und 2, 211 ff. — Auch die 1511 erbaute Kirche zu Magstatt in Schwaben hat einen befestigten Kirchhof.

3) Dies wird häufig durch Ausgrabungen bestätigt. So fand man in den Fundamenten der Kirche des alten Benedictinerklosters St. Martin bei Trier im J. 1802 einen heidnisch-römischen Opferaltar, beim Abtragen der Kirche zu Gersthofen in der Diöces Augsburg im J. 1854 Reste von zwei Merkurstatuen, bei Abtragung des Domberges zu Bamberg im J. 1771 metallene Opferinstrumente, sowie bei der letzten Restauration des Domes selbst in der Krypta des Georgschores Fragmente von Urnen, Kohlen und Eberzähne u. s. w. — In der Vita Mathildis reginae (bei Leibnitz, 1, 194) wird von dem Sachsen Widekind erzählt, derselbe habe nach seiner Taufe an solchen Orten, wo er früher Götzenbilder aufgestellt hatte, Bethäuser der Heiligen errichtet. Vergl. Landau, die Territorien. S. 373 f.

4) Vergl. das Verzeichniss alter Michaelskirchen in Wolf's Beitr. zur deutschen Mythol. S. 33 und alter Petrikirchen ebd. S. 81 ff. Petersberge kommen vor bei Mainz, Saalfeld, Hersfeld, Flintsbach und Dachau in Oberbayern, Friesach in Kärnten, Halle, Erfurt, Eisenach, Fulda, Roremund; Michelsberge bei Fulda, Mainz, Münstereifel, Stromberg, Bamberg, Wimpfen und bei dem Dorfe Michelsberg im Sachsenlande von Siebenbürgen.

Höhe, wie ein Licht auf dem Leuchter standen, so verbargen die Cisterzienser[1]), nach dem Muster ihrer gemeinsamen Mutter Citeaux (gegr. 1098) ihre Niederlassungen, dem Verkehre der Menschen entrückt, in versteckt gelegene, oft sumpfige Waldthäler[2]), die sie durch ihren Fleiss bald in fruchtbare Gefilde verwandelten, so dass diese Klöster häufig in Mitten der Sandwüste einer lieblichen Oase gleichen.[3]) Eine Ausnahme macht das Kloster Hohenfurth (in der südlichsten Spitze von Böhmen), welches auf einem Hügel an der Moldau liegt.

Im Gegensatze gegen die Feldklöster der beiden genannten Hauptorden suchten die Bettelmönche ausschliesslich die Städte auf und waren hier mit einer abgelegenen Baustelle in der Nähe der Stadtmauer um so mehr zufrieden, als sie daselbst von dem lärmenden Treiben des städtischen Verkehrs nicht gestört wurden.

Die Pfarrkirchen der Städte liegen gewöhnlich in der Nähe des Marktplatzes, als dem ältesten Kerne des ihnen untergebenen Sprengels. Die Landkirchen stehen seltener frei in der Mitte des Dorfes, sondern öfter innerhalb einer Häuserreihe der Dorfstrasse.

14. Die überwiegende Mehrzahl aller mittelalterlichen Kirchen hat die Grundform des länglichen Vierecks mit oder ohne Kreuzvorlagen, im Osten durch einen Kreis- oder Polygonabschnitt, auch rechtwinkelig geschlossen.

Die längliche, an einer schmalen Seite abgerundete, dem Schiffe ähnliche Grundform der Kirche galt schon in den ersten Jahrhunderten für gesetzlich (*Const. apostol.* 2, 57: *Ὁ οἶκος ἔστω ἐπιμήκης — ὅστις ἔοικε νηΐ*), als Symbol der rettenden Arche Noahs und des Schiffleins Petri. — Die ältesten Kirchen des Abendlandes, bis etwa um das J. 1230, sind in Osten rund geschlossen; vieleckig geschlossene Kirchen gehören späteren Jahrhunderten an: ein Schwanken zwischen beiden Weisen (innerlich rund, äusserlich polygonisch) bildet den Uebergang (Klosterkirche zu Zinna, Kirche zu Ramersdorf bei Bonn, Kapellenkranz des Doms von Magdeburg). Am Strassburger Münster und am Dom zu Worms, welche rechtwinkelig schliessen, ist die halbrunde Altarnische innerlich in der geraden Schlusswand eingetieft. Auch der Dom zu Bremen schliesst rechteckig, zeigt aber im Innern an der Ostwand drei kleine Rundnischen neben einander. Dieser rechteckige östliche Schluss (der sich allerdings schon am ursprünglichen Altarhause des karolingischen Münsters in Aachen vorfand) kommt besonders in West-

---

1) Vergl. Feil, Jos., in den Mittelalterl. Kunstdenkm. von Heider und v. Eitelberger. 1, 1 ff.

2) Nach der finsteren Askese des Ordens sollen die Mönche, in der ungesunden Luft öfter erkrankend, stets den Tod vor Augen haben, um nie sorgenlos zu leben. Vergl. a. a. O. S. 6.

3) Brusselii tract. de monast. Germ. (Augusti, Denkwürdigkeiten 11, 382):

— — Vallis sylvestribus undique cinctas
Arboribus divus Bernhardus amoenaque prata;
Colles et montes Benedictus amavit et arces
Coelo surgentes, ex quarum vertice late
Prospectus petitur, secessum plebis uterque.

falen (Dom zu Paderborn etc.), auch am Oberrhein (Klosterkirche zu Limburg a. d. H., Dom zu Constanz, Mittel- und Oberzell auf der Insel Reichenau, Petri-Paulikirche zu Hirschau, Pfarrkirche zu Perschen in der Oberpfalz) und bei den Cisterziensern (zu Loccum, Riddagshausen, Campen, Maulbronn, Bebenhausen, Kappel in der Schweiz etc.) etwa bis zur Mitte des XIII. Jahrh. vor, später besonders im Norden und vorzugsweise in Preussen.

Kirchen in der Grundform des gleicharmigen, s. g. griechischen Kreuzes (+) finden sich im Abendlande nur bei unbedeutenden Gebäuden und sehr vereinzelt vor (Dorfkirchen zu Wlnoves und Bochnitz in Böhmen, Schlosskirche zu Querfurt, Nicolaikirche zu Pasewalk); dagegen haben alle grösseren Kirchen in Deutschland bis etwa nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts, zumal Stifts- und Klosterkirchen, die Grundform des s. g. lateinischen Kreuzes (†), die älteren halbrund, jüngere aus dem Vieleck geschlossen. In späterer Zeit kommt die Kreuzform ungleich seltener vor, vorzugsweise selten bei Pfarrkirchen, welche namentlich in der bezüglichen Zeit neugebaut wurden (Dom zu Stendal, Marienkirchen zu Rostock und Stralsund aus dem XV. Jahrh.), und wie es scheint, hauptsächlich nur da, wo auf der Stelle des Neubaues früher schon eine Kreuzkirche gestanden hatte.

Anmerkung. Dass die Kreuzform des Kirchengrundrisses bereits ursprünglich symbolisch gemeint gewesen sei, lässt sich allein aus der frühzeitigen sinnbildlichen Auffassung[1]) derselben zwar allerdings nicht beweisen, ist jedoch wahrscheinlich: nicht bloss wegen der altchristlichen Vorliebe gerade für dieses Symbol, sondern auch wegen der anscheinend keineswegs im strengen Bedürfnisse begründeten Anordnung des Querschiffes[2]) und wegen der ursprünglich eigentlich doch nur im Grundrisse oder in der Vogelperspective wahrnehmbaren Kreuzgestalt der Kirchen ohne eigentliche Kreuzvorlagen.

15. Gottesdienstliche Gebäude, welche bloss zum Gebete oder Privatgebrauche bestimmt sind, heissen Kapellen oder Oratorien. Sie sind gewöhnlich nur klein, haben verschiedene Grundformen und kommen häufig als An- oder Einbauten der Kirchen vor.

Unter den kirchlichen Nebengebäuden war in altchristlicher Zeit das hauptsächlichste die Taufkapelle (*baptisterium*), welche aus einem Vorgemache und dem Hauptraume mit dem Wasserbecken (*piscina*) bestand und in der Nähe der Hauptkirchen errichtet war. Gewöhnlich war

---

1) Schon Gregor von Nazianz im IV. Jahrh. (Somnium Anastasiae, carmen IX, t. II. p. 79) u. Procop im VI. Jahrh. (de aedificiis Justiniani p. 13) sehen in der von Constantin dem Grossen zu Constantinopel erbauten Apostelkirche die Gestalt des Kreuzes. Vergl. Lenoir, Architecture monastique 1, 253.

2) Kinkel (Gesch. der bild. Künste 1, 66) erklärt es zwar für anscheinend sicher, dass man den Kirchen aus symbolischen Gründen das Querschiff hinzugefügt habe, meint jedoch, dass auch architektonische Gründe mitgewirkt haben möchten, worüber er Vermuthungen ausspricht; Schnaase (Gesch. der bild. Künste IV. 1, 291) dagegen hält die symbolische Beziehung sehr für Nebensache.

der Hauptraum von runder oder achteckiger Grundform[1]), und die innere Einrichtung des regelmässig dem Täufer Johannes gewidmeten Gebäudes erinnerte eben so an die gleichnamigen Schwimmteiche in den antiken Bädern, wie die Grundform an die antiken Grabmäler. Dergleichen Taufhäuser befanden sich auch in Deutschland bei den noch zu römischer Zeit und auf dem Boden des ehemaligen römischen Reiches entstandenen bischöflichen Kathedralen, da das Taufrecht damals allein den Bischöfen zustand, wurden aber später auch zuweilen bei anderen Kirchen errichtet, welche die Berechtigung zur Ertheilung der Taufe empfangen hatten. Obgleich von jenen alten bischöflichen Taufhäusern, die mit den Kirchen gewöhnlich durch einen Säulengang verbunden waren, keines auf unsere Tage gekommen ist, so ist wenigstens deren ehemaliges Vorhandensein, obschon in späterer Umgestaltung, doch durch den Titel Johannes Baptista sicher erkennbar nachgewiesen neben den Domen von Mainz (die jetzige evangelische, frühere Stiftskirche St. Johannes), Worms (noch in alter polygonischer Form aus dem XIII. Jahrh., im J. 1807 oder 1808 als überflüssig abgetragen), Speier (die Johanneskapelle neben dem südlichen Kreuzarme des Domes), Strassburg (die Johanneskapelle neben der Nordseite des Chores), Augsburg (auf der Südseite des Domes die 1808 abgerissene Johanneskirche), Regensburg (die schon im XIV. Jahrh. bei der westlichen Erweiterung des Domes zu Grunde gegangene Stiftskirche St. Johannis, jetzt in moderner Erneuerung nördlich von der Kathedrale), Trient (im Unterbau der Beneficiaten-Sacristei noch in Spuren kenntlich), Maestricht (die Johanneskirche neben der ehemaligen Kathedrale St. Servatii) und wahrscheinlich neben den Domen zu Trier und Cöln. Als ein möglicherweise stiftungsmässig bis in die römische Zeit hinaufreichendes ursprüngliches Baptisterium charakterisirt sich auch durch das über dem Eingange befindliche, die Taufe Christi darstellende Relief die Rundkapelle in dem Marktflecken Petronell (östlich von Wien, a. d. Donau) auf dem Boden der ehemaligen bedeu-

Fig. 1. Taufkapelle zu Brixen (nach den Mittheil. der k. k. Central-Commission).

1) Die achteckige Grundform wird in folgenden Distichen des h. Ambrosius hervorgehoben:

Octochorum sanctos templum surrexit in usus,
Octogonus fons est munere dignus eo.
Hoc numero decuit sacri baptismatis aulam
Surgere, quo populis vera salus rediit
Luce resurgentis Christi, qui claustra resolvit
Mortis et e tumulis suscitat exanimes.

Cf. Thesaur. inscript. ap. Gruterum p. 1166 n. 8; vergl. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 17. — Diese Verse erinnern an Röm. 6, 3. 4.

tenden Römerstadt Carnuntum[1]): ein Bauwerk aus dem XIII. Jahrhundert. — Ausserdem sind Baptisterien als besondere Bauwerke nachgewiesen bei der Abteikirche zu Fulda[2]) und in späten Umbauten noch vorhanden bei den Münstern zu Aachen und Essen, an ersterem Orte östlich, an beiden letzteren Orten westlich von der Kirche belegen und durch einen Säulenvorhof (Paradies genannt; s. unten §. 23) mit derselben verbunden. — Als ebenfalls noch erhalten sind anzuführen das Baptisterium in Brixen (südlich am Kreuzgange des Domes, zwar von rechteckiger Grundform, aber mit einer achteckigen Kuppel über dem Presbyterium, vielleicht noch aus dem X. Jahrh.)[3]), die Taufkapelle bei St. Gereon in Cöln (südlich von dem polygonischen Schiffe der Kirche und wesentlich von achteckiger Grundform, aus dem Anfange des XIII. Jahrh.)[4]) und die Reste eines achteckigen Baptisteriums von 1290, östlich von der ehemaligen Stifts-, jetzigen Pfarrkirche St. Georg in Augsburg.[5])

Dem Typus der Baptisterien verwandt erscheinen die häufig dem Erzengel Michael gewidmeten runden oder vieleckigen Grabkapellen auf Kirchhöfen, als Nachbildungen der Rotunde über dem heiligen Grabe zu Jerusalem.[6]) Das älteste, unter den An- und Umbauten des XI. Jahrh. noch erhaltene Beispiel ist die Michaeliskirche in Fulda: ein runder Centralbau, der im J. 820 nach dem Plane des in Jerusalem gewesenen Rhabanus Maurus zum Schutze des Begräbnissplatzes der Mönche[7]) errichtet wurde, und in dessen Mitte eine zu Anfang des vorigen Jahrh. zerstörte Nachbildung des heil. Grabes stand. — Die von dem heil. Konrad (935—971) zur Erinnerung an seine Pilgerreise nach Jerusalem am Dom zu Constanz errichtete, dem heil. Moritz gewidmete heil. Grabkapelle existirt zwar noch, aber nur in einem frühgothischen Neubau als Rotunde, mit dem vieleckigen heil. Grabe in deren Mitte.[8]) — Die durch Bischof Meinwerk von Paderborn daselbst 1033 gegründete heil. Grabkirche ist als solche nicht mehr nachweisbar; eben so wenig auch die von Herzog Leopold dem Glorwürdigen († 1230) nach seiner Rückkehr aus

1) Quast, Ferd. v., Baptisterien in Deutschland, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst I, 31 u. 181. — In ihrer gegenwärtigen Einrichtung mit einem unteren Raume »*ad ossa reponenda*« gehört diese Kapelle zu der Klasse der Carnarien; s. weiter unten.

2) Das dem Täufer Johannes gewidmete, um 970 erbaute »*Sacellum regale*«. Vergl. Der Dom zu Fulda. 2. Aufl. Fulda 1855. S. 11.

3) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1861. 6, 130. Vergl. den vorstehenden Holzschnitt.

4) Organ für christl. Kunst. 1860, No. 18. 19.

5) Beilage zur Augsb. Postzeitung. 1856, No. 276 u. 283.

6) Nach der Beschreibung des Eusebius (de vita Constantini 3, 30—39) liess Constantinus über der Grabhöhle Christi einen von zwölf Säulen getragenen Kuppelbau (*ἡμισφαίριον*) errichten als Haupt einer mit demselben verbundenen Basilika. Eine angeblich aus dem VII. Jahrh. stammende Grundrisszeichnung (bei Lenoir, Architecture monastique I, 253) zeigt einen runden, dreifach concentrischen Centralbau, und die zahlreichen späteren Abbildungen aus der Zeit vor dem Brande der heil. Grabkirche im J. 1807 lassen eine Umwandlung in den Formen älterer französischer Gothik erkennen.

7) »*Cujus* (sc. Domini) *hic sepulchrum nostra sepulchra juvat*« heisst es in der Dedicationsinschrift. Vergl. Lange, die St. Michaeliskirche in Fulda. 1855. S. 4.

8) Vergl. v. Hefner-Alteneck, Trachten des christl. M. A. I. S. 6.

dem heiligen Lande zu Klosterneuburg nach dem Muster des heil. Grabes errichtete »*capella speciosa*«. Den centralen Typus der Grabkirchen zeigen die zwölfeckige Kapelle zu Drüggelte bei Soest aus dem XII. Jahrh., die etwa gleichzeitige Kapelle St. Martin zu Bonn (1812 abgetragen), und die (anscheinend erst dem XVI. Jahrh. angehörende) heil. Grabkapelle zu Weilburg a. d. Lahn. — Die unzweifelhaft mit dem heil. Grabe in Jerusalem zusammenhängende Vorliebe der Tempelherren für Rundbauten, die sich in Frankreich und England kund giebt, lässt sich, die achte kige Templerkirche in Metz etwa ausgenommen, auf deutschem Boden nicht nachweisen.[1]) Es darf aber als erwiesen gelten, dass überhaupt alle mit dem Grab- und Reliquiencultus zusammenhängende Kapellen das ganze Mittelalter hindurch typisch die thurmartige Rund- oder Polygonform befolgen. Dahin gehört die in den österreichischen Kronländern zahlreich vertretene Klasse kleiner Rundkapellen[2]) auf den Kirchhöfen, in geringer Entfernung, meist südlich neben den Kirchen. Diese Karner (*carnaria*) bestehen aus einer 18—30 F. im Durchmesser haltenden Rotunde mit dem Ausbau einer halbrunden Altarnische auf der Ostseite, haben einen kellerartigen, gewölbten, gewöhnlich von einer Mittelsäule gestützten Unterraum zur Aufsammlung der Todtengebeine, sind kuppelartig überwölbt und kegelförmig abgedeckt. Zuweilen, wie zu St. Veit, Marein, Pöls in Steiermark und Lorch in Oberösterreich, liegt der untere Raum (vielleicht aus Rücksicht auf den Baugrund) völlig über der Erde, und die obere Kapelle ist durch eine äusserlich angebrachte Treppe zugänglich, so dass die Erscheinung dieser kleinen Bauwerke an den Typus des Grabmals erinnert, welches sich der Ostgothen-König Theodorich, in offenbarer Nachahmung der heidnisch-römischen Mausoleen, unweit Ravenna errichten liess.[3]) In Böhmen[4]), wo diese Rundbauten sehr häufig sind (in Prag allein sind drei nachgewiesen), befinden sich dieselben indessen nicht immer neben grösseren Kirchen, sondern stehen für sich allein und haben auch keinen Todtenkeller, gehören daher nicht zu den Karnern und scheinen besonders auf dem Lande vielmehr als interimistisch errichtete Pfarrkirchen angesehen werden zu müssen.[5]) Von dem 1160 gegründeten ansehnlichen Rundbau zu Scheiblingkirchen

1) Der templerische Ursprung der polygonen Kapellen auf der Oberen Burg zu Kobern a. d. Mosel und zu Vianden im Luxemburgischen ist nicht sicher. Vergl. Ledebur, Leop. v., Allgem. Archiv. 16, 107 u. 108.

2) Vergl. Heider, Gust., über die Bestimmung der roman. Rundbauten, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1856. 1, 53. — Sacken, Ed. v., die Rundkapelle zu Mödling, ebd. 1858. 3, 263. — Derselbe, Rundkapellen in Steiermark, ebd. 1859. 4, 47; vergl. 1860. 5, 337.

3) Dieses Mausoleum (jetzt S. Maria Rotonda genannt) ist ein zweigeschossiger Kuppelbau von zehneckiger Grundform: der untere, innerlich als gleichschenkeliges Kreuz gestaltete Raum war ohne Zweifel zur Aufnahme des Sarkophags bestimmt; zu dem oberen Stockwerke führen zwei gebrochene Freitreppen. Vergl. Quast, Ferd. v., die altchristl. Bauwerke von Ravenna, S. 24.

4) Vergl. Springer, A. H., Baukunst des M. A. S. 96. — Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1856. 1, 197.

5) Man wird dabei an die bei Ennodius († 516) carm. 2, 20 vorkommenden »*baptisteria agella*« erinnert: Dorfkirchen, die der Grundherr erbaut hatte. Vergl. Mone, in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins. VIII. 4, 425.

bei Wiener-Neustadt ist die ursprüngliche Bestimmung als Pfarrkirche urkundlich erwiesen. — Den böhmischen, ganz einfach und schmucklos ausgeführten Rundkapellen wird zwar gern ein sehr hohes Alter zugeschrieben, doch ohne eigentlichen Beweis[1]; die stylisirten und zum Theil schmuckvollen Rundbauten in den übrigen österreichischen Ländern reichen indess nicht über die Mitte des XII. Jahrh. hinauf und die dem XIII—XV. Jahrh. angehörigen haben die Polygonform.

Fig. 2. Rundkapelle zu Groitzsch (nach Puttrich).

Eine besondere Gattung der Oratorien bilden die Burgkapellen[2], insofern dieselben, der seit dem XII. Jahrh. ausgebildeten Bauart der Burgen gemäss, mit den stets im zweiten Stocke belegenen herrschaftlichen Wohnräumen in Verbindung stehend, gewöhnlich nicht zu ebener Erde, sondern ebenfalls im Obergeschoss angelegt wurden. In den zur Hohenstauffischen Zeit erbauten Burgen zu Gelnhausen, Münzenberg (in der Wetterau) und auf dem Trifels (in der Rheinpfalz) liegen die Kapellen in einem Thurme unmittelbar über der Thorhalle. Anderweitig scheint dann die Absicht der Stifter, die Burgkapellen zugleich als ihre Grabstätte benutzen zu können, zur Anlage von Doppelkapellen[3] geführt zu haben, die aus zwei überwölbten Stockwerken bestehen. Das Obergeschoss ist stets der höhere und reicher verzierte, oft mit Säulen aus edlem Gestein ausgestattete Hauptraum, während das zur Grabstätte und zum Todtendienste bestimmte Erdgeschoss niedriger und einfacher gehalten ist; eine vergitterte oder mit einer Brüstungsmauer versehene, im Fussboden der Oberkapelle befindliche Oeffnung gestattet den Einblick auf die Gruft (vergl. unten §. 19 Anmerk. 2). Das älteste Beispiel dieser nur in Deutschland vorkommenden Gattung scheint das dem heil. Gothard gewidmete Oratorium zu sein, welches Erzbischof Adalbert I. 1135 neben dem Dome zu Mainz in Verbindung mit dem erzbischöflichen Palaste als seine Hofkapelle (*capella curtis*) errichtete, die im Erdgeschosse das Grab des Stifters enthält. Das ehemalige Vorhandensein einer Oeffnung im Fussboden der Oberkapelle wird einerseits versichert, andrerseits bestritten.[4] Auch von der zweistöckigen Kapelle auf der Burg zu Nürnberg wird die Oeffnung nur vermuthet. Auf der Grünburg in Kärnthen waren

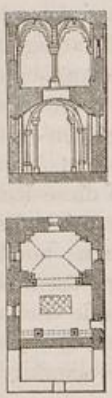


Fig. 3. Doppelkapelle zu Freiburg a. d. U. (nach Puttrich).

1) Die völlig den einfachen böhmischen Typus zeigenden Rundkapellen zu Groitzsch bei Pegau und auf dem Petersberge bei Halle, die einzigen dieser Bauten in Sachsen und weiter westlich, gehören ins XI. Jahrh. und sind wahrscheinlich auf Verbindungen mit Böhmen zurückzuführen. Vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 189. — Auch die Kapellen zu Altenfurt bei Nürnberg und zu Vilshofen in Unterbayern a. d. Donau haben gleichen Typus.

2) Quast, Ferd. v., über Schlosskapellen als Ausdruck des Einflusses der weltl. Macht auf die geistliche. 1852.

3) Ueber Doppelkapellen: Stieglitz, C. L., Beiträge zur Gesch. der Ausbild. der Baukunst. 2, 77 ff.

4) Versichert von v. Quast (über Schlosskapellen S. 17; die roman. Dome des Mittelrheins S. 16), bestritten von Reichensperger, Verm. Schr. S. 105.

beide Stockwerke der Kapelle durch eine Balkendecke getrennt, die nicht mehr vorhanden ist; ebenso verhält es sich zu Reichenberg bei St. Goarshausen am Rhein, wo sogar drei Kapellen über einander liegen; die untere im zweiten Geschoss des Gebäudes befindliche ist überwölbt, ohne Oeffnung in der Decke, und zwischen den beiden oberen fehlt die ehemalige Balkendecke. Von der Doppelkapelle in Wiener-Neustadt sind nur noch Reste übrig und in der zu Warburg in Westfalen, deren Oberstock durch eine doppelte Freitreppe zugänglich ist, soll eine Oeffnung niemals vorhanden gewesen sein. Dagegen ist letztere nachgewiesen in den Doppelkapellen zu Eger, Freiburg a. d. Unstrut, Landsberg bei Halle a. d. S,, Lohra bei Nordhausen und Steinfurt im Münsterlande. Die Kapelle im Saalhofe zu Frankfurt a. M. zeigt sogar zwei Oeffnungen, eine grössere und eine kleinere. Während die genannten Doppelkapellen rechteckige Grundform haben, zeigt die Kirche zu Schwarz-Rheindorf (Bonn gegenüber) in ihrem ursprünglichen, 1151 als Grabkapelle ihres Stifters von Erzbischof Arnold von Cöln erbauten, ein gleichschenkeliges Kreuz bildenden, mit einer Kuppel gedeckten Kerne und die Schlosskapelle zu Vianden in ihrem polygonischen Grundrisse die sonst für Grab- und Reliquienkapellen typische Form, mit der Fussbodenöffnung im Centrum; ebenso die Ulrichskapelle der Kaiserpfalz in Goslar, deren Unterraum innerlich ein gleichschenkeliges Kreuz bildet, der Oberraum ein Achteck. In der rechteckigen Schlosskapelle auf der Trausnitz bei Landshut besteht das Oberstockwerk nur aus einer sich an drei Seiten herumziehenden, die vierte Seite freilassenden Empore, welche letztere offenbar für die Herrschaft bestimmt war, während der untere Raum der übrigen Burggemeinde diente.[1]) Gleiche Bestimmung hatten die in österreichischen Burgkapellen häufig vorkommenden Emporen, die zu demselben Zwecke auch durch ein in die anliegenden Gemächer des oberen Stockwerkes führendes Fenster mit einem offenen Erker ersetzt werden. — Ausser den vorstehend genannten werden die Kapellen zu Abbach in Bayern, Rineck in Unterfranken, Homburg bei Gössenheim a. d. Werra[2]), zu Greifenstein bei Weilburg, zu Larochette im Luxemburgischen[3]) und im erzbischöfl. Palaste zu Rheims[4]) ohne nähere Beschreibung als Doppelkapellen angeführt; auch im Collegium Josephinum zu Hildesheim soll sich eine Doppelkapelle befinden. — Die aus dem XV. Jahrh. datirende

1) Diese Bestimmung beider Räume, des oberen für die Herrschaft, des unteren für das Gesinde, nahm man nach der von Stieglitz zuerst ausgesprochenen Ansicht bisher zwar bei sämmtlichen Doppelkapellen an, ohne jedoch den Beweis geführt zu haben, worauf W. Weingärtner (System des christl. Thurmbaues, S. 1—24) nachdrücklich hingewiesen und seiner Seits den Unterraum als Gruftkapelle erklärt hat, was auch in den meisten Fällen richtig sein wird. Uebrigens ist diese Ansicht nicht neu, indem schon J. Scheiger (über Burgen u. Schlösser im Lande Oesterreich u. d. E. Wien 1837. S. 44) ausgesprochen hat, dass die untere Kapelle zum Todtenkirchendienst gehörte. Eine hierauf bezügliche Notiz aus einem altfranzös. Dichter (Lancelvet ed. Jonkbloet. Haag 1846. II. p. XCVI.) hat Alw. Schultz in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1860. 5, 331 gegeben.

2) Correspondenzbl. des Gesammtvereines etc. VIII. (1860.) S. 133.

3) Neyen, A., Histoire de la ville de Vianden. Luxemb. 1851. p. 40.

4) Schultz, Alw., a. a. O.

Kapelle zu Donnersmark in der Zips (Ungarn) hat zwei Stockwerke und ausserdem noch eine unterirdische, nur von oben beleuchtete Gruft.[1]) — Die Kirche zu Konradsburg bei Ermsleben im Harz scheint nicht in die Klasse der Doppelkapellen zu gehören; vergl. Kugler, Kl. Schriften 1, 619.

Anmerkung. Uebersicht der kirchlichen Rund- und Polygonbauten des M. A. in Deutschland. — I. Im Rheinlande: Aachen, das Münster, 16eckiger Centralbau 796—804, und die aus dem XI. und XII. Jahrh. stammenden Nachbildungen desselben zu Ottmarsheim im Elsass und auf dem Valkhofe zu Nymwegen. Früher sollen sich dergleichen auch zu Diedenhofen (schon im X. Jahrh. zerstört), Gröningen (St. Walburg, abgetragen 1627) und zu Lüttich (St. Joh. Ev., im vorigen Jahrh. durch einen ähnlichen Bau ersetzt) befunden haben. Auch der »*Thurm*« zu Mettlach a. d. Saar scheint ursprünglich nach dem Centraltypus erbaut gewesen zu sein. — Avioth im westl. Lothringen, 6eckige gothische Kirchhofskapelle. — Bonn, St. Martin, runder Centralbau aus dem XII. Jahrh., abgetragen 1812. — Cöln, das 10eckige Schiff von St. Gereon aus dem XIII. Jahrh., aber auf uralter Grundlage, mit der daneben belegenen Seckig. Taufkapelle. — Kobern a. d. Mosel, die Matthiaskapelle auf der Oberen Burg, 6eckiger Centralbau aus dem XIII. Jahrh. — Lonnig, 3 St. von Coblenz, Reste eines runden Centralbaues. — Metz, Kapelle in der Citadelle, Seckig, XIII. Jahrh. — Neuweiler im Elsass, kleine pyramidale Kapelle mit 4 Kreuznischen. — Trier, die Liebfrauenkirche, complicirter vieleckiger Centralbau aus dem XIII. Jahrh. — Vianden im Luxemburg., Schlosskapelle, 10eckig, XIII. Jahrh. — Weilburg a. d. Lahn, heil. Grabkapelle, Seckiger Centralbau, XVI. Jahrh. — Worms, Baptisterium, Seckig, abgetragen 1812.

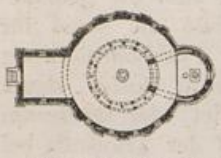


Fig. 4. Rundkapelle St. Martin in Bonn (nach Boisserée).

II. In Westfalen: Drüggelte bei Soest, 12eckig. Centralbau aus dem XII. Jahrh. — Hardehausen bei Paderborn, zweistöckige Seckige Todtenkapelle aus dem XIII. Jahrh. — Krukenburg bei Karlshafen a. d. Weser, Reste einer Burgkapelle von der Grundform einer Rotunde, an die sich kreuzartig vier kurze Schenkel legen, XIII. Jahrhundert.

III. In Sachsen, Thüringen und Hessen: Fulda, Michaeliskirche, runder Centralbau um 820, im XI. Jahrh. verändert. — Goslar, die Ulrichskapelle auf der Pfalz, zweistöckig; unten ein gleichschenkeliges Kreuz, oben ein Achteck bildend, XIII. Jahrh. — Groitzsch bei Pegau, Schlosskapelle, Rundbau nach böhm. Typus, XI. Jahrh. — Heiligenstadt, Annakapelle, Seckig, gothisch. — Magdeburg hatte eine »*ecclesia rotunda*«, welche zu Anfang des XI. Jahrh. abbrannte, damals wieder gebaut und 1307 abgebrochen wurde. — Marburg, Schlosskapelle, complicirt polygonisch, XIII. Jahrh. — Meissen, Johanneskapelle am Dom 1290, ein zweistöckiges Achteck. — Mühlhausen, polygonische Kapelle neben der Georgenkirche, gothisch. — Petersberg bei Halle a. d. S.,

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1857. 2, 246.

Reste der alten, im XIII. Jahrh. veränderten Kapelle, nach böhm. Typus. — Pforta, Abtskapelle, 8eckig, XIII. Jahrhundert.

IV. In Franken: Altenfurt bei Nürnberg, Rundkapelle nach böhm. Typus, XII. Jahrh. — Grünsfeldhausen bei Grünsfeld, 2 durch einen dazwischen liegenden Thurmbau verbundene 8eckige roman. Kapellen. — Nürnberg, Holzschuherische Begräbnisskapelle auf dem Johanneskirchhofe, Rundbau, XIV. Jahrh. — Ober-Wittighausen, 8eckiger Centralbau, XIII. Jahrh. — Standorf bei Kreglingen, 8eckige Kapelle mit Chor und Apsis und Thurm neben dem Chor, XIII. Jahrh. — Würzburg, Kapelle auf dem Marienberge, Rundbau, zweistöckig abgesetzt; der untere, 10 F. dicke Theil der Umfangsmauer möglicherweise aus dem VIII. Jahrh., der obere nur 2 F. dicke Theil aus dem XII. Jahrhundert.

V. In Bayern und Schwaben: Constanz, Moritzkapelle beim Dom, Rundbau, XIII. Jahrh. — Komburg, 6eckige Kapelle auf der Nordseite der Stiftskirche. — Moosburg, Michelskirche, XIII. Jahrh. — Mühldorf, am linken Ufer des Inn, Todtenkapelle, 8eckig, XII. Jahrh. — Obertaufkirchen in Oberbayern, roman. Rundbau als Chor der jetzigen Kirche. — Perschen bei Nabburg in der Oberpfalz, Rundkapelle, XII. Jahrh. — Regensburg, Allerheiligenkapelle beim Dom, kleeblattförmig, XII. Jahrh. — Rothenbuch in Bayern, Rotunde (verzopft). — Stadtamhof, Spitalkirche, 6eckig, XIII. Jahrh. — Steingaden im Ammergau, Rundkapelle, XIII. Jahrh. — Vilshofen a. d. Donau, Rundkapelle nach böhm. Typus. — Wasserburg, Michaeliskapelle, XVI. Jahrh. — Wolpertsschwendi im Oberamt Ravensburg, Gangolfskapelle, 6eckig.

VI. In der Schweiz, Tirol und Salzburg: In Altdorf und an anderen Orten des Kantons Uri neben den Hauptkirchen belegene, als Beinhäuser bezeichnete Rundkapellen. — Laufen im Salzkammergute, Mariahilfskapelle neben der Stiftskirche, 2 stöckig, unten 4-, oben 9eckig. — Meran, Barbarakapelle, 8eckig mit Krypta, XV. Jahrhundert.

VII. In den österreichischen Ländern ist eine grosse Menge kleiner und grösserer, runder und polygoner Karner mit und ohne Gruftraum vorhanden, deren Zahl auf mehr als 100 angegeben wird: in Unterösterreich sind 30, in Steiermark etwa 15 nachgewiesen und in Kärnten finden sie sich fast neben allen Landkirchen. Wir nennen in Unterösterreich: romanische zu: Altenburg, Burgschleinitz, Friedersbach, Gars, Göffritz, Hainburg, Hardegg, Kuenring, Loosdorf, Markersdorf, Mistelbach, Mödling, Petronell, Pottenstein, Pulkau, Scheiblingkirchen; im Uebergangsstile (polygone): Globnitz, Margarethen am Moos (viereckig), Wiener-Neustadt, Tuln (11eckig), Zellerndorf; spätgothische: Anzbach, Aspang, Berchtoldsdorf, Kirchschlag, St. Michael, Pöchlarn, Randegg, Winzendorf, Wirflach. — In Oberösterreich findet sich ein Rundbau erwähnt zu Lorch bei Enns, und in Kärnten zu Altenmarkt, zu Maria Saal (gothisch) und zu Völkermarkt. — In Steiermark: Aflenz (8eckig), Geissthal bei Rein, St. Georgen bei Murau, Hartberg, Jahring bei Marburg, Köflach, St. Lambrecht, Lied nächst Knittelfeld, St. Marein, Neumarkt (gothisch),

St. Oswald bei Zeyring (demolirt), Pöls, St. Ruprecht bei Bruck, Seiz (goth. Priorengruftkirche in der Karthause), St. Veit nächst Neumarkt, Weissenkirchen bei Judenburg (demolirt). — In Böhmen: romanische Rundkapellen zu Holubitz bei Tursko (Kr. Prag), Plzenec (Kr. Pilsen), zu Prag bei der Stephanskirche, am Wyschehrad und in der Postgasse, Raudnitz auf dem Georgsberge (Kr. Rakonitz), Schelkowitz bei Trebnitz (Kr. Leitmeritz). — Die Karlshofer Kirche in Prag, ein imposantes gothisches Achteck aus dem XIV. Jahrh. — In Mähren eine Rundkapelle auf der Markgrafenburg zu Znaim.

VIII. Im Gebiete des nordostdeutschen Ziegelbaues kommen nur gothische, meist achteckige Rundbauten vor: In der Mark: die heil. Geistkapelle zu Treuenbrietzen (rund, ohne Dach); in Meklenburg, die heil. Blutkapelle zu Doberan, die Kirche zu Ludorf; in Pommern: die Kirchhofskapelle in Köslin, die Gertrudenkapelle bei Rügenwalde (12eckiger Centralbau), die Kapelle des Georgenhospitals in Stolp, die Apollonienkapelle neben der Marienkirche zu Stralsund, die Gertrudenkirche bei Wolgast (12eckig). — In Schlesien zeigt die Kapelle auf der Schneekoppe den Typus der kleinen böhm. Rundbauten. In der Ratiborer Vorstadt von Troppau ein grosser Octogonalbau; die Nepomukkapelle bei Lubom (Kr. Ratibor), 8eckiger Holzbau; die heil. Geistkirche zu Beuthen, 8eckig; die 8eckige gothische Maternikapelle bei St. Elisabeth in Breslau ist 1848 abgetragen.

16. Die meisten der ältesten Kirchen in Deutschland (im VII. bis IX. Jahrhundert) waren aus Holz; im X. Jahrhundert wurde der Steinbau zwar schon allgemeiner, doch galt zu Anfang des XI. Jahrhunderts in manchen Gegenden ein steinerner Thurm noch für eine Seltenheit. Man wählte zum Bau diejenige Steinart[1], welche unter den obwaltenden Localverhältnissen als die zweckmässigste erschien, oder gerade am leichtesten zu beschaffen war; es lässt sich daher aus der zu einer Kirche verwendeten Steinart nur selten ein Schluss auf die Erbauungszeit derselben machen.

Obgleich bei den Römern der Steinbau Regel war und nur etwa bei Wirthschaftsgebäuden Fachwerk zur Anwendung kam[2], so kommt doch schon zu römischer Zeit und auf römisch-deutschem Gebiet, zu Künzen (*Castra Quintana*) am Flüsschen Businka eine hölzerne Kirche vor, welche der heil. Severinus (gest. um 481) gegen die Ueberschwemmungen der Donau schützte.[3] Nach dem Aufhören der Römerherrschaft waren es rohe Bedürfnissbauten, welche die missionirenden irischen Mönche (»*magistri e Scotia*«) nach heimischer Sitte (»*more Scotorum*«) ganz aus Holz (»*de robore secto*«) errichteten, wie dergleichen Kirchen im VII. Jahrh. namentlich in Bayern mehrfach erwähnt werden. Das Kloster Fulda wurde gleich Anfangs (742) wenigstens zum Theil aus Steinen

1) Ueber Wahl der Steine für den Kirchenbau vgl. Mone, Anzeiger etc. 4, 113.
2) Otte, Geschichte der deutschen Baukunst. S. 6 u. 28.
3) Ebd. S. 51.

erbaut, da man nach Ausrottung des Waldes mit der Errichtung von Kalköfen den Anfang machte[1]; sonst war es bis in spätere Jahrhunderte Sitte, bei der Gründung neuer Klöster sich mit interimistischen Holzgebäuden zu behelfen, so dass die gleichzeitigen Chronisten die ausnahmsweise Errichtung von Steingebäuden stets besonders hervorheben. Zu Anfang des XI. Jahrhunderts, wo bei der glanzvollen Machtentwickelung des Reiches und dem Reichthum der Prälaten sich neu erwachte Baulust regte, wurden viele ältere Holzkirchen durch steinerne ersetzt: in Oesterreich z. B. durch Bf. Altmann in Passau († 1091)[2]; dagegen galt ein von Bf. Bernhard von Verden († um 1014) neben dem dortigen Dome erbauter steinerner Thurm in jener Gegend noch für eine Seltenheit.[3] Ueberhaupt hielt sich der Holzbau, der sich in Skandinavien selbst künstlerisch ausbildete[4], im Norden von Deutschland am längsten, so dass noch im J. 1163 unter Heinrich dem Löwen die neu erbaute hölzerne Marienkirche zu Lübeck geweiht wurde.[5] Als interessante Beispiele des

Fig. 5. Kirche zu Radoschau (nach Dorst).

urthümlichen Holzbaues haben sich im slavischen Osten von der Bukowina, Ungarn (an der Theiss), Galizien, Mähren, Böhmen und Schlesien

---

1) Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 57.

2) Ebd. S. 237.

3) Thietmar, Chron., rec. Wagner p. 219: ... *qui in hac terra pauci habentur.*

4) Vergl. Dahl, Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst in den inneren Landschaften Norwegens. 1837. - Eine der ältesten der dortigen Holzkirchen, die Kirche Wang bei Drontheim, wurde im J. 1842 (von Friedrich Wilhelm IV. angekauft), zum Theil im ursprünglichen Stil erneuert, zu Brückenberg in Schlesien aufgestellt. Ueber den nordischen Holzbau vergl. auch Minutoli, Alex. v., der Dom zu Drontheim und die mittelalterliche christliche Baukunst der scandinavischen Normannen. 1853, und die Notizen über neuere norwegische Literatur in Kugler, Gesch. der Baukunst. 2, 568.

5) Chron. Montis sereni ad a. 1163, rec. Eckstein p. 31. — Ja sogar noch ums J. 1354 wurde, allerdings unter besonderen Umständen, eine Kathedrale von Lebus »*ex argilla et luto aedificata, omni munimento et muro carens et firmitate*« (Gerken, Cod. dipl. Brand. 6, 551.) auf einer Anhöhe bei der Stadt erbaut.

bis nach Preussen und Hinterpommern[1]) hinauf, viele eigenthümliche, aus starken Eichen- oder Lerchenstämmen, auch aus kiefernem Kernholz (provinziell Gehrsass genannt) im Blockverbande zusammengeschrotene Landkirchen erhalten, mit weit vorspringenden Dächern und mit einem bedeckten Laufgange (*lop* genannt) umbaut; die Glockenthürme stehen oft seitwärts isolirt und sind zuweilen mit Schnitzornamenten von ansprechenden Profilirungen der Bretterbekleidung versehen, wobei in den nördlicheren Gegenden in einzelnen Formen zuweilen der spätromanische, zuweilen der gothische Stil ersichtlich wird, während die griechischen Kirchen Galiziens und der Bukowina in ihrer ganzen Anlage byzantinischen Typus zeigen.[2]) Mehrere dieser Holzkirchlein sind sicher von verhältnissmässig hohem Alter, die ältesten (wie die zu Lubom und Syrin) wahrscheinlich aus dem Anfange des XIV. Jahrh., die meisten aber, obwohl sie im Allgemeinen den althergebrachten Typus und die alte Technik festhalten, dürften erst aus dem XVII. und XVIII. Jahrh. datiren, wie ja in Polen und Russland auf dem Lande noch gegenwärtig Holzkirchen gebaut werden. — In den westlicheren Gegenden Deutschlands hat sich von alten Holzkirchen, nachdem auch die hölzerne, mit Malereien geschmückte Jodocuskapelle zu Mühlhausen in Thüringen, welche aus dem XIII. oder XIV. Jahrh. stammte, im J. 1846 abgerissen worden, wohl nichts mehr erhalten. — Ueber die Holzkapellen in Rohrmoos und auf dem Tronsberg zu Geratsried und deren Einrichtung vergl. Augsb. Postzeitung. 1861. No. 63. 66. 67.

In der südlichen Hälfte von Deutschland, etwa bis zur Elbe, sind die Kirchenbauten grösstentheils aus Bruchsteinen verschiedener Art ausgeführt, z. B. am Oberrhein: aus rothem Sandstein (Münster zu Basel, Strassburg und Freiburg, die Dome zu Mainz, Speier, Worms etc.); am Niederrhein[3]): aus Tuff, Trass (provinziell Duckstein), Basalt,

1) Holzkirchen werden erwähnt im östlichen Theile von Böhmen: Kočí bei Chrudim (1397), ein grossartiger isolirter Glockenthurm in der Stadt Pardubitz, ein dergleichen nach romanischem Muster neben der Georgskirche in Přaslawic bei Turnau; im nordöstl. Mähren: Hozendorf, Nesselsdorf und Seitendorf (1488) bei Neutitschein, Tychau bei Frankstadt (16. Jahrh.), Wielřkowice a. d. Lubina; in Oberschlesien: im Kr. Beuthen: die Margarethenkirche bei Beuthen, Dorfkirchen in Bielschowitz (z. Th. 1796), Biskupitz, Bogutschütz, Mikulschütz, Gr. Paniow (1757) und Zabrze; im Kr. Leobschütz: Bauerwitz und Rackau; im Kr. Pless: Dziedkowitz, Ornontowitz und Warschowitz; im Kr. Ratibor: Bosatz, Brzezie, Lubom (1305 u. 1516), die achteckige Nepomukkapelle bei Lubom (14. Jahrh.) und Syrin (1304); im Kr. Rybnik: Belk, Jedlownik, Nieder-Mschaña, Radoschau und Ruptau; im Kr. Troppau: Stauding und Trzanowitz bei Teschen. (Auch die Kapelle des ehemaligen Kapuzinerklosters in Breslau ist ein Holzbau, von 1669). In Preussen: im Kr. Neidenburg: Bialutten, Gr. Lensk, Malga, Scharnau und Skottau; im Kr. Osterode: Leip und Peterswalde. In Hinter-Pommern: Barenbusch bei Neu-Stettin.

2) Abbildungen solcher Holzkirchen in Leonh. Dorst (v. Schatzberg) Reiseskizzen. I. Bl. 3, in der Zeitschr. für Bauwesen 1852. Bl. 44 (mit Text von Cuno Sp. 212) und in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1856. 1, 247, und 1858. 3, 85 ff.: Wolfskron, Ad. Leop. v., über einige Holzkirchen in Mähren, Schlesien und Galizien; vergl. auch: Luchs, Stilbezeichnung und Datirung einiger Kirchen Schlesiens (Breslau 1856), besonders abgedr. aus Heft 2 der Zeitschr. des Vereins für Gesch. u. Alterth. Schlesiens.

3) Vergl. Nöggerath, die Bausteine der Münsterk. in Bonn, in Lersch, Jahrb. 1843. S. 209.

Trachyt (Dom zu Cöln), Grauwacke; Granit und Kalksinter (letztere zu Säulen etc.). Den Trass von Andernach findet man an den mittelalterlichen Gebäuden längs des Rheins bis ganz hinein in Holland, in Utrecht in Verbindung mit Backsteinen, ziemlich allgemein auch in Schleswig und Jütland, doch meist nur in der Nähe der grossen Handelsplätze.[1]) In Schwaben und Bayern: Sandstein, Kalkstein, zuweilen Backsteine (Dome zu Augsburg und Ulm, zum Körper des Gebäudes; Frauenkirche zu München); in Tyrol und Kärnten zuweilen Marmor (Dome zu Trient und Gurk); in Steiermark Muschelkalkstein (Pfarrkirche und Karner zu Hartberg), in Sachsen: Sandstein (Dome zu Merseburg und Magdeburg), Muschelkalkstein (Dome zu Naumburg und Halberstadt), Porphyr (bei Halle), Eisenstein (a. d. schwarzen Elster); in Westfalen: Mergelsandstein (am Nordrande des Haardtrückens), Kalkstein (Dom zu Münster), hin und wieder Backstein, aber dann meist nur zum Körper des Gebäudes (Klosterkirche zu Marienfeld). — In den Rheinlanden finden sich, an die römische Technik erinnernd, an den ältesten Bruchsteingebäuden bis ins XI. Jahrhundert (z. B. am westlichen Vorbau von St. Pantaleon und an S. Maria auf dem Capitol in Cöln, an der Stiftskirche zu Pfalzel, an den ältesten Theilen des Doms von Trier und des Münsters zu Bonn etc.) zuweilen einzelne Schichten von Ziegeln (selbst allerlei Figuren bildend), verwendet, wodurch ebenso eine polychromatische Wirkung erzielt wurde, wie durch die Anwendung verschiedenfarbiger Hausteine (rother und weisser) im regelmässigen Wechsel (an der Durchgangshalle zu Lorsch aus dem IX. und an den Säulen und Bogenstirnen aus dem XI. Jahrh. in der Michaeliskirche zu Hildesheim).

Im nördlichen Deutschland und dessen Nachbarländern, von der Nordspitze Dänemarks bis nach Krakau und von den Westgrenzen der Altmark bis über die Nordostgrenze von Preussen hinaus, ist das in andern Theilen Deutschlands (z. B. in Niedersachsen, westlich von der Elbe) nur sporadisch und später vorkommende Material der Ziegel, in früherer Zeit neben dem behauenen Granit (Feldstein, Kiesling = Geschiebe), später ausschliesslich vorherrschend, doch findet sich zu den Grundmauern der Ziegelgebäude der Granit, aber gewöhnlich nicht als Haustein, sondern roh, zu allen Zeiten häufig verwendet. Die architektonischen Details und Zierrathen sind bei Ziegelgebäuden oft (z. B. am Niederrhein) aus Kalkstein oder aus Sandstein verfertigt.

Anmerkung 1. Das Material, je nach der Art seiner Zusammensetzung, je nach seiner Schwere, Härte und Widerstandsfähigkeit ist nicht ohne wesentlichen Einfluss auf Form, Structur und Ausschmückung der Gebäude[2]), wie dies besonders ersichtlich wird bei Vergleichung der Ziegelbauten des nördlichen Deutschlands mit den Bruchsteingebäuden des Südens, oder der niederrheinischen Tuffsteingebäude mit den oberrheinischen aus rothem Sandstein; beide Systeme treffen hier in Ingelheim zusammen, wo

1) Vergl. IX. Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für Sammlung vaterl. Alterthümer. S. 9.

2) Essenwein, die Entwickel. der mittelalterl. Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1858. 3, 5 ff.

die nördliche Kirche aus Tuff, die südliche aus Sandstein gebaut ist. — Ein Baumaterial, welches aus einem für plastische Details untauglichen Steine besteht, bedingt stets Einfachheit und Schlichtheit der Gebäude. So mag es der grobkörnige spröde Sandstein verschulden, dass die Kirchen im bayerischen Allgäu (Kempten etc.) jeder edleren und feineren Detailbildung entbehren, ebenso wie die Schmucklosigkeit der älteren westfälischen Bauten von der Verwendung des porösen Mergelsandsteins bedingt ist.

Anmerkung 2. Alte Originalbaurisse, wie deren, auch in Facsimile veröffentlicht[1]), mehrfach auf unsere Zeit gekommen, sind auf Pergament gezeichnet, das bei grösseren Zeichnungen durch Riemen künstlich zusammengeflochten ist. Schattenlinien kommen nie vor, wohl aber sind die Profile oft in den Grundriss eingezeichnet und schwarz ausschattirt. — Der älteste und in archäologischer Hinsicht wichtigste unter diesen Plänen ist der (vielleicht zu Fulda) entworfene Bauriss für das Kloster St. Gallen vom J. 820, als Musterplan für ein grosses Benedictinerkloster der damaligen Zeit von grossem Werthe. Derselbe, $3^1/_2 \times 2^1/_2$ F. gross, besteht aus vier zusammengenähten Häuten und stellt in rothgezeichneten Linien den Grundriss sämmtlicher zum Kloster gehörigen einzelnen Gebäude und Anlagen dar, wobei hin und wieder die Aufrisse in horizontaler Projection mit angegeben sind. Die Bedeutung der Zeichnung gewinnt wesentlich dadurch, dass Erklärungen alles Einzelnen, meist in lateinischen Hexametern abgefasst, (mit schwarzer Farbe) eingeschrieben sind; die Maasse sind jedoch nur bei der Kirche hinzugefügt. — Die sonst noch bekannt gewordenen Bauzeichnungen (Visirungen) sind aus späteren Jahrhunderten, zum Theil erst vom Ende des M. A.; die wichtigsten unter denselben sind die sechs Risse des Doms von Cöln, namentlich die Zeichnungen der Westfront[2]), welche jedoch nicht dem ursprünglichen Plane, sondern der letzten und zugleich bedeutendsten Um- und Ausbildung desselben (etwa dem zweiten Viertel des XIV. Jahrh.) angehören; ausserdem sind zu nennen die Risse der Domthürme von Regensburg, Ulm, drei des Domes von Frankfurt a. M., drei vom Münster zu Strassburg, eine ziemlich ungeschickte Zeichnung des (unvollendeten) Wiener Stephansthurms etc. — Ausser dergleichen Bauzeichnungen sind auch noch einige deutsche, spätmittelalterliche Schriften über Architektur und Geometrie[3]) auf uns gekommen, im Ganzen

1) Moller, G., Facsimile der Originalzeichnung des Doms zu Köln. 2. Aufl. 1837. — Keller, Ferd., Bauriss des Klosters St. Gallen (in $^1/_5$ Grösse des Originals). 1844; in verkleinerter Form in Otte, H., Gesch. der deutschen Baukunst. S. 92. – Facsimile einer in der Bauhütte bei St. Stephan in Wien befindlichen Handzeichnung von 1517 zu dem unvollendeten Thurm. 1847. — Schmidt, Chr. W., Facsimiles der Originalpläne deutscher Dome (Cöln, Regensburg, Ulm, Frankfurt a. M., Strassburg; zum Theil 6 – 7 F. gross). 1850.

2) Eine sehr grosse Copie des alten Planes der Cölner Dom-Thurmfaçade von Schinkel befindet sich im Schinkel-Museum der Königl. Bauakademie zu Berlin. Der Originalriss selbst, unten 3 F. breit, 15 F. hoch, wurde von dem Maler Seekatz auf dem Dachboden des Gasthauses zur Traube in Darmstadt im J. 1814, zerrissen und beschmutzt, unter altem Geräthe gefunden, von diesem dem dortigen Oberbaurath Moller überlassen und von letzterem im J. 1817 dem Könige von Preussen verehrt. Bei der späteren Wiederaufnahme des Dombaues kam die Zeichnung wieder in das Domarchiv zu Cöln zurück.

3) Ein Verzeichniss solcher Schriften giebt Hofstadt, Goth. ABC. S. 165 ff.

weniger bedeutend, doch ist Mathes Roriczer's, Dommeisters zu Regensburg, »*Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit*« aus dem J. 1486[1]) von Interesse, und auch Lorenz Lacher's (»*der Pfalz Baumeister vnd Pixenmeister*«) Unterweisung für seinen Sohn Moritz von 1516[2]) enthält manches Beachtenswerthe.

Anmerkung 3. Bei der Unvollkommenheit der alten Messinstrumente, bei der Unbefangenheit und oft nicht zu läugnenden Nachlässigkeit der bloss praktisch gebildeten alten Baumeister kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich beim genauen Vermessen mittelalterlicher Bauwerke, selbst an den bedeutenderen, überall Unregelmässigkeiten und grosse Ungleichheiten vorfinden: die Abseiten und Pfeilerabstände differiren fast immer um einige Zoll (im Dome zu Cöln z. B. von 1—11″, im Dome zu Magdeburg sogar 1 und 2′; die Anlagen stehen nicht genau im Winkel, und Sockel und Capitäle selten unter sich in der Setzwage.[3]) In der Klosterkirche von Konradsdorf im Nidderthal verschmälert sich das Schiff von Osten nach Westen nach und nach, und die Kapelle des Katharinenklosters zu Tetin in Böhmen hat in umgekehrter Weise und wohl absichtlich die Trapezform. Absicht war es auch, dass in der Lambertikirche zu Münster, der perspectivischen Wirkung halber, die Joche der Arkaden sich von Westen nach Osten mehr und mehr verkürzen. Offenbare, freilich ökonomische Nachlässigkeit war es dagegen, wenn man sich keineswegs immer bemühte, die Abweichungen des Terrains von der Horizontalebne auszugleichen, sondern ohne Weiteres zuweilen in naivster Weise das natürliche Niveau benutzte. So senkt sich z. B. in der heil. Kreuzkirche zu Rottweil und in der Pfarrkirche St. Ulrich zu Donauwörth der Fussboden allmählich von Westen nach Osten so sehr, dass die Hinterstehenden über die Köpfe der Vorderen hinwegsehen können. Der umgekehrte Fall findet dagegen in der Michaeliskirche zu Hall statt, wo der nur eine Fortsetzung des Langhauses bildende Chor viel höher liegt, und die Kirche überdies mehrmals durch Treppen unterbrochen ist. Merkwürdig tief liegt der Fussboden der Kirche zu Brenken bei Paderborn, da man vom südlichen Portale 10 Stufen hinunter zu steigen hat, was sich nicht aus der etwa nach und nach erfolgten Aufhöhung des äusseren Terrains erklären lässt. — Als eine sehr häufig vorkommende Unregelmässigkeit stellt sich heraus, dass der Chor der Kirche nicht genau in der Axe des Langhauses liegt, sondern bald nördlich, bald südlich von derselben abweicht, zumal wenn beide Haupttheile der Kirche verschiedenen Bauzeiten angehören, oder auch wenn bei einem Neubau der ganzen Kirche ältere Fundamente etc. benutzt wurden. Beispiele am Rhein: Kaiserslautern, Offenbach; in Schwaben: Michaeliskirche zu Hall, bischöfl. Kirche zu Rottenburg, Stiftskirche zu Stuttgart und Wimpfen im Thal; in Tyrol: Stiftskirche zu Inichen, Dom zu Trient und angeblich

1) Nach einem alten Drucke wiedergegeben von Heideloff, C., die Bauhütte des M. A. S. 101—116, und in moderne Mundart übertragen, herausgegeb. und mit einer Einleitung versehen von A. Reichensperger. 1845. Vergl. dessen Verm. Schriften. S. 54 ff.

2) Abgedruckt aus einer späteren Handschr. in Reichensperger, Verm. Schriften. S. 133—155.

3) v. Lassaulx, in Klein's Rheinreise. 2. Aufl. S. 167.

nach dem Muster des letzteren an späteren Bauten absichtlich wiederholt, in dieser Gegend traditionell und typisch geworden[1]; in Oesterreich: Maria Stiegen in Wien; in Franken: Stiftskirche zu Aschaffenburg, Sebaldskirche

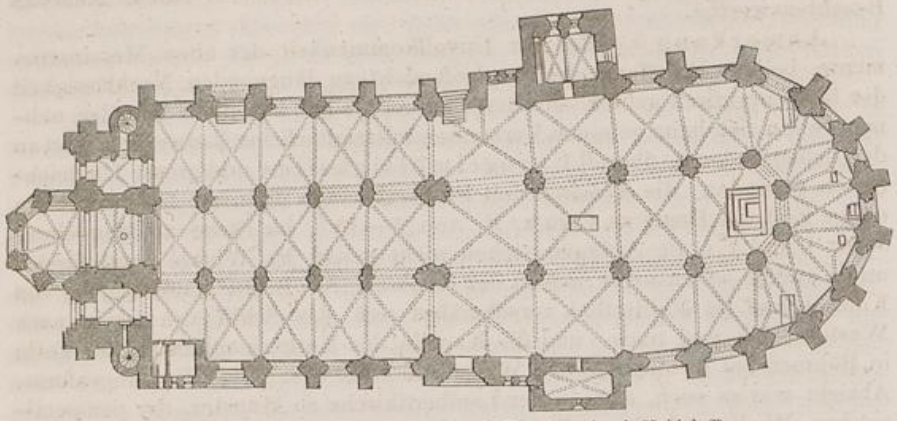


Fig. 6. Grundriss der Sebaldskirche in Nürnberg (nach Heideloff).

in Nürnberg; in Thüringen und Sachsen: Aegidienkirche zu Braunschweig, Dom zu Erfurt, Petri-Paulikirche in Görlitz, Stadtkirche zu Wittenberg; in Preussen: Dome zu Frauenburg und Königsberg.

Anmerkung 4. Die mittelalterliche Bautechnik wird häufig auf Kosten der modernen gepriesen, verdienter oder unverdienter Weise, weil man damals wie auch heute verschieden baute, gut und schlecht, und namentlich fehlt es aus älterer Zeit keineswegs an Beispielen vom Wiedereinstürzen neuer kaum fertiger, oder noch im Bau begriffener Gebäude.[2] — Im Grundbau verfuhr man zuweilen zwar äusserst sorgfältig (die Chorpfeiler des Cölner Domes (seit 1248) z. B. sind gegen 50 F. tief auf einer Kiesbettung fundamentirt), in anderen Fällen dagegen wiederum höchst sorglos (die Fundamente der Godehardskirche in Hildesheim (seit 1133) z. B. bestanden aus kleinen Bruchsteinen in Lehm[3]), und da man bei den Granitbauten in der baltischen Ebene selbst bei Gebäuden von geringerem Umfange durch das massenhafte Material zu verhältnissmässig sehr dicken Mauern genöthigt war, glaubte man die Fundamentirung im Sandboden sparen zu können, indess sind in Folge davon die Mauern häufig gespalten und haben später durch massige Streben zusammengehalten werden müssen. Die Ringmauer des Schlosses Eisenhart in Belzig bei Wittenberg steht auf blossem Flugsand, den der Wind zuweilen stellenweise darunter hinweg weht, so dass die Mauer selbst schwebt. — Der schwierige Grundbau im

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1858. 3, 227.

2) Das Sanctuarium des 1021 geweihten Domes zu Merseburg stürzte in den nächsten 20 Jahren zweimal zusammen (Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 187 und 278), und der Dombau zu Hildesheim unter B. Azelin († 1054) kam darum nicht vorwärts, weil die Säulen oft aus dem Lothe wichen, und bald hier bald da eine Mauer wieder einfiel. (Ebd. S. 164 u. 276.)

3) Zeitschr. für Bauwesen. 1852. Sp. 333.

Sumpfboden galt zu Ende des XI. Jahrh. in Utrecht für ein »*arcanum magisterium*«, mit welchem Bischof Konrad nicht bekannt war.[1] Ein bemerkenswerthes Beispiel in dieser Beziehung bietet die Frauenkirche zu Ehingen (am linken Ufer des Lech, nördl. von Augsburg), die, rings von Anhöhen umgeben, mitten im Sumpfe auf einem Pfahlroste steht, über welchem, der Längenflucht von c. 100 F. entsprechend, drei Gewölbebögen errichtet sind, auf denen das Podium der Kirche ruht; unter ihnen steht das ganze Jahr Wasser.[2] — Die Vorrichtungen zur Ableitung des Wassers von den Gebäuden waren häufig äusserst mangelhaft: wie wenn z. B. mitten durch die Strebepfeiler des Cölner Domes 4 zöllige Rinnen, und zwar ohne Metallfutter, geführt wurden, und ähnliche Mängel auch am Dome zu Magdeburg vorkamen.[3] Der alte Mörtel, der zwar nach Durand (*Rationale* 1 c. 1 n. 10) nur aus Kalk, Sand und Wasser bestand, zeichnet sich vor dem neueren — und zwar wohl nicht bloss wegen seines Alters — häufig durch grössere Festigkeit aus. Als Resultat einer chemischen Analyse des harten mittelalterlichen Mörtels ergab sich: 70 Theile reiner, grober Quarzsand, 25 Theile Kalk und 5 Theile Gyps; welche Mischung aber unmittelbar vor dem Gebrauche geschehen ist.[4] Zuweilen löschte man den Kalk mit Wein (der Sage nach auch mit Buttermilch) ab, indem man wahrscheinlich glaubte, den Mörtel dadurch haltbarer zu machen.[5] Ein Zusatz von Eiweiss und Wein unter dem Mörtel wird bei Erbauung der Prager Brücke im XIV. Jahrh. behauptet, weil damals die Eier spottwohlfeil gewesen.[6] — Der römische Mörtel unterscheidet sich von dem mittelalterlichen durch Beimischung von zerstampften Ziegelstücken oder Topfscherben. — Der Vorzüglichkeit des Mörtels ist die eiserne Festigkeit des guten mittelalterlichen Mauerwerkes zu verdanken und die Haltbarkeit mancher fahrlässig construirter Gewölbe: so erregte es bei der Restauration des Magdeburger Domes die Verwunderung der Architekten, wie das Hauptgewölbe des Chores, ein 8 Z. starkes Tonnengewölbe aus Bruchsteinen von 35½ F. Spannung, sich hatte halten können, da alle Gurtbögen sich mehr oder weniger gesetzt hatten und zwischen den Diagonalrippen und dem Gewölbe, mit welchem sie nicht bündig sind, sondern dem letzteren nur das Ansehen eines Kreuzgewölbes geben sollten, sich ein leerer Zwischenraum von mehreren Zollen gebildet hatte.[7]

Von den verschiedenen Arten des specifisch römischen Mauerver-

---

1) Otte a. a. O. S. 272 u. 285.

2) Beilage zur Augsb. Postzeitung. 1857. No. 119.

3) Zeitschr. für Bauwesen. 1854. Sp. 83. — Rosenthal, Dom zu Magdeb. Lief. II. zu Taf. VI. Fig. 16.

4) II. Jahresbericht des altmärk. Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie. S. 25 ff. — Vergl. über Mörtelbereitung der Alten, im Augsb. Tageblatt. 1859. No. 174 u. 176.

5) Kugler, Museum 1834. No. 7. — Bei der nach dem Erdbeben des J. 557 erneueten Kuppel der Sophienkirche in Constantinopel wurde der Mörtel mit Gyps, zerstossenen Muscheln und Ulmenrinde vermischt, mit einem Gerstenabsud aus grossen Kesseln angerührt und lauwarm verwendet. Zum äussern Bewurfe wurde Kalk mit Oel gemischt. Allg. Pr. Zeit. 1843. No. 62. S. 401 ff.

6) Redel, Sehenswürdiges Prag. S. 310.

7) Rosenthal a. a. O. zu Taf. I. Fig. D.

bandes[1]) ist es anscheinend allein das »*opus mixtum*«, von welchem sich an den geringen Ueberresten des frühmittelalterlichen Kirchenbaues, im Rheinlande (in Trier, Pfalzel, Cöln und Bonn) bis ins XI. Jahrh. noch Spuren nachweisen lassen: ein mit dünnen Bindern aus Ziegeln durchsetztes Bruchsteingemäuer mit sehr breiten Mörtelfugen. Am karolingischen Münster zu Aachen zeigt der wenig sorgfältige Verband platte, schieferartige Bruchsteine mit wagerecht und lothrecht eingelegten Bindern schlecht behauener Quadern, die von älteren Bauwerken herrühren.[2]) — Im XI. Jahrh. herrscht allgemein das »*opus incertum*«, Mauerwerk aus Bruchsteinen, an den Ecken (und zuweilen im Grundbau) durch Quaderschichten zusammengehalten. Bei den Tuffsteinbauten am Niederrhein, bei denen das Material in grossen, länglichen Stücken zur Verwendung kam, ist wenigstens die Horizontalität der Lager, die gewissermaassen wellige Linien bilden, möglichst und dabei eine ängstliche Sauberkeit in den Fugen streng beobachtet, während seit dem XII. Jahrh. der Tuff in kleinem Format, backsteinähnlich zugehauen, im regelrechten Verbande vorkommt.[3]) In anderen Bruchsteinbauten zeigt sich in der Frühzeit (in der Krypta von St. Michael zu Fulda aus dem IX. Jahrh.) ebenfalls das Streben nach Horizontalität der Lager mit wechselnden Stossfugen. Am Dome zu Speier und an der Klosterkirche zu Limburg a. d. H. aus dem XI. Jahrh. erscheint Rauhmauerwerk aus rothem Sandstein, in unregelmässigen Bruchstücken; doch sind die Steine ziemlich lagerhaft und möglichst in wagerechte Schichten gebracht, zwischen starken Mörtellagen zur Ausgleichung der Unebenheiten. Eine Anwendung des Hammers ist nirgends bemerklich, und die Steine liegen in der Mauer, wie sie aus dem Steinbruche kamen.[4]) An dem Bruchsteinmauerwerk von St. Michael zu Fulda aus dem XI. Jahrh. findet sich durch Fugenlinien, welche in die starken Mörtellagen eingekratzt sind, eine scheinbare Quadrirung hergestellt.[5]) An der Westfront des Domes zu Trier besteht das Mauerwerk des XI. Jahrh. zum grossen Theil aus Werkstücken von Sandstein und Muschelkalk von zuweilen bedeutender Masse, die indess aus römischen Trümmern entnommen wurden.[6]) — Sonst ist vollständiger Quaderbau in jener Frühzeit nicht nachgewiesen; derselbe beginnt erst im XII. Jahrh.[7]), breitet sich allmählich aus und bleibt endlich vorherrschend, obgleich selbstverständlich im Innern der Quadermauern und bei minder kostspieligen Bauten das Bruchsteinmauerwerk stets gebräuchlich blieb. — Bei den, nicht über die Mitte des XII. Jahrh. hinaufreichenden, älteren Granitbauten erscheinen die Steine (wie an der Klosterkirche zu Zinna bei Jüterbog und an vielen Landkirchen des Flämings) zwar sauber würfelförmig bearbeitet und in gleichmässigen Schichten, während anderwärts in den Marken der Quaderbau häufig nur ein scheinbarer ist, indem die Steine zwar quadratisch zugehauen und in regelmässigen Schichten aufgesetzt, an der vordern Fläche aber nicht geebnet sind, und Quaderfugen in den aufgetragenen, den mittleren, rundlich erhabenen Theil der Steine nicht decken-

1) Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 4 ff. 2) Ebd. S. 84 u. 143.
3) Ebd. S. 155 ff. u. 275; vgl. v. Quast, in den Bonner Jahrbüchern. X. 191 ff.
4) Geier, in Remling, der Speyerer Dom. S. 132.
5) Otte a. a. O. S. 91 u. 143. 6) Ebd. S. 215 u. 41.
7) v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst. 1, 272.

den Putz in Doppellinien eingeritzt wurden, was indess durch Verwitterung meist undeutlich geworden ist.[1]) Später, seit dem XIV. Jahrh. verwandte man die Granitgeschiebe selten in rechteckigen Quadern, sondern meist in roher Zerklüftung, und in dieser Form finden sie sich überall im Grundbau der Ziegelbauten. Eine Mischung beiderlei Materials findet in ältester Zeit nur in wenigen Beispielen statt und auch später nicht häufig.

Gleich beim ersten Auftreten des Ziegelbaues[2]) in der Altmark Brandenburg um Mitte des XII. Jahrh. zeugt die vollkommene Tadellosigkeit und später kaum wieder erreichte vollendete Schönheit des Materials von alter Geübtheit in der Anfertigung der Backsteine, die am ersten bei den niederländischen Colonisten vorausgesetzt werden kann, welche damals jene wendischen Landstriche einnahmen, und um so wahrscheinlicher, als die kleinen Backsteinformate der romanischen Bauwerke in Holland und am Niederrhein mit denen an den märkischen Kirchen genau correspondiren. Von den langen und oft nur ½ Z. dicken römischen Ziegeln unterscheiden sich die mittelalterlichen durch ihre Kürze und Dicke: die älteren aus dem XII. Jahrh. sind die kleinsten (10⅛—¾ Z. lang, 4¼—5¼ Z. breit, 3—3¼ Z. dick), die späteren, seit dem XIII. Jahrh. sind grösser (11—11½ Z. lang, 5—5¼ Z. breit, 3⅛—3⅞ Z. dick). Formsteine verstand man in der bedeutenden Grösse von mehreren Fussen zu verfertigen und sehr glatt und fest zu brennen, z. B. am Portale der Klosterkirche zu Berlin. — Als Meisterstücke der Ziegelbrennerei des XIII. Jahrh. sind zu rühmen die Consolen im nördlichen Seitenschiffe der Kirche des Klosters Zinna bei Jüterbog. — Bei der Restauration des Brandenburger Domes wurde die wahrscheinlich aus dem Anfange des XIV. Jahrh. stammende, aus einem Stücke bestehende, zierlich gebildete ehemalige Verdachung einer Fiale in der Erde gefunden, deren Masse fast 4 Kubikfuss betrug. — In dem achteckigen Treppenthurme des Domes aus der Zeit um 1426 befindet sich eine Wendeltreppe, deren vortrefflich gebrannte Stufen bei 18 Z. Höhe und 19 Z. Breite einschliesslich des Spindelansatzes aus einem Stücke bestehen. — Der Mauerverband des mittelalterlichen Ziegelbaues ist gewöhnlich der sogenannte wendische, in welchem Läufer und Strecker in derselben Schicht entweder regelmässig mit einander abwechseln, oder es folgt auf zwei Läufer immer ein Strecker (— — - — — -), und zwar erscheinen oft beide Weisen zu gleicher Zeit und in derselben Gegend. — Die römische Sitte, die einzelnen Ziegel mit Fabrikstempeln zu versehen, findet sich an den älteren

Fig. 7. Ziegel-Console in Zinna (nach Puttrich).

1) Derselbe im Correspondenzbl. des Gesammtvereins der deutschen Gesch. u. Alterth.-Vereine. VII. (1859). S. 26.

2) Ueber das Technische des Ziegelbaues: Minutoli, Alex. v., Denkmäler mittelalterl. Kunst in den Brandenb. Marken. I. S. 11 ff. — Quast, Ferd. v., im Deutschen Kunstbl. 1850. S. 229 u. Beitr. zur Gesch. der Baukunst in Preussen. III. S. 21. — Adler, F., Mittelalterl. Backstein-Bauwerke d. Preuss. Staates — woselbst auf die Baubeschreibung der einzelnen Gebäude jedesmal ein das Technische eingehend schildernder Abschnitt folgt. — Ueber den Ziegelbau des M. A. in Schwaben: Thrän, G. C. F., im Correspondenzblatt des Gesammtvereins etc. VI. (1858.) S. 29 u. 67.

mittelalterlichen Backsteinbauten nicht befolgt, und nur erst an späteren gothischen Gebäuden kommen an manchen Orten (in Brandenburg, Stendal, Tangermünde etc.) Ziegel mit Stempeln vor, deren Zweck und Bedeutung indess nicht bekannt ist.[1])

Fig. 8. Ziegelstempel (nach v. Minutoli).

Gussmauerwerk (von Vitruv 2, 8 *Emplecton*, und in den longobardischen Baugesetzen des VIII. Jahrh. *Massa* genannt[2])) kommt, wie bei den Römern, auch im ganzen Mittelalter sehr häufig vor: die beiden Aussenflächen wurden aus Stein oder Ziegeln schichtweise aufgemauert, der innere hohle Raum ward mit kleinen Steinen und vielem Mörtel ohne regelmässige Schichtung ausgefüllt und das Ganze dann gewöhnlich von innen und aussen dick mit Mörtel übergangen. — Zur Ausführung der Gewölbe verwendete man zwar gern natürliche oder gebrannte Steine von geringer Schwere[3]), zuweilen Töpfe, indess kam auch hier über kleineren Räumen hin und wieder das schwerste Material in Anwendung: das untere Thurmgeschoss des Havelberger Domes z. B. zeigt ein Gewölbe aus behauenem Granit und im Thurm der Dorfkirche zu Gumtow besteht das 6 Z. dicke Tonnengewölbe aus lauter abgerundeten Geschieben, wie man dieselben eben auf den Feldern vorgefunden hatte. — Auch war im Mittelalter ein in neuerer Zeit wieder entdecktes Verfahren bekannt, die Kreuzgewölbe lediglich mit Unterrüstung der Gratbögen fast ganz aus freier Hand einzuwölben.[4])

---

1) Abbild. von mittelalterl. Ziegelstempeln bei v. Minutoli a. a. O. S. 14 u. vielfältig bei Adler, a. a. O. S. 14. 59 ff.

2) »*Si massas fundederit*«; vergl. Reumont, A. v., im Kunstbl. 1847. S. 118.

3) Beim Bau der Kuppel der Sophienkirche zu Constantinopel unter Kaiser Justinian (532—537) durch Anthemius von Tralles (in Lydien) und Isidorus von Miletus (in Jonien) beschaffte man von der Insel Rhodus aus einer weissen Erde gebrannte Steine von gleichem Gewicht und gleicher Grösse, die mindestens fünfmal leichter waren als die gewöhnlichen Mauersteine und auf dem Wasser schwammen. Jeder Stein wurde mit folgender Inschrift gestempelt: »*Gott ist mitten in ihr, und sie wird nicht erschüttert werden. Gott wird sie schirmen von einem Morgen zum andern*«. Dasselbe Verfahren wurde bei der Erneuerung der Kuppel beobachtet: nach jeder zwölften Schicht sprach man öffentliche Gebete für die Festigkeit der Kirche (während der Mörtel abtrocknete); in je einen Stein jeder zwölften Schicht schloss man in ein ausgehöhltes Loch Reliquien verschiedener Heiligen ein. (Vergl. Allg. Pr. Zeit. 1843. No. 62. S. 401.) — Reliquien liess auch Otto der Grosse in die Säulencapitäle des 1207 abgebrannten Magdeburger Domes einlegen (Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 118), und die gegenwärtig leeren Oeffnungen über den Säulen in der Mauer des hohen Chores des jetzigen Domes scheinen gleichen Zweck gehabt zu haben. Die fromme Absicht ging wohl dahin, durch diese Heiligthümer das Gebäude vor Schaden und Gefahr zu schützen.

4) v. Lassaulx in Crelle's Journal f. d. Baukunst. I. 4, 317 ff.

b. Das Kirchengebäude in seinen einzelnen Theilen.

17. Das Kirchengebäude besteht in seinem vollständigen normalen Grundplane aus drei Haupttheilen, dem Langhause, dem Querhause und dem Altarhause. Das Langhaus (*B A B*) bildet den Stamm, das Querhaus (von *C* nach *C*) die Arme, und das Altarhaus (*E*) das Haupt des Kreuzes.

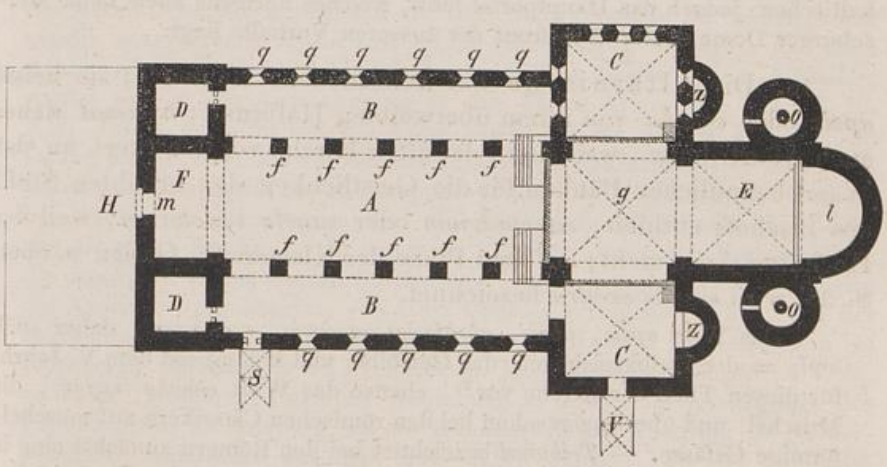


Fig. 9. Der Dom zu Merseburg (nach ursprünglicher Anlage).

Das **Langhaus**, welches aus dem Hauptschiffe *A* und den beiden, gewöhnlich halb so breiten Seitenschiffen *B B* besteht, wird von diesen durch zwei von Säulen oder Pfeilern *f f* . . . getragene Arkaden getrennt. — Das **Querhaus** besteht aus der an allen vier Seiten von hohen Schwibbögen begrenzten mittleren Vierung, dem Kreuzmittel *g* und den beiden Kreuzarmen, *C* und *C*, welche westlich durch Bogenöffnungen mit den Seitenschiffen in Verbindung stehen, und östlich häufig mit zwei kleinen Altarnischen, *z* und *z*, versehen sind. — Das **Altarhaus** wird östlich von der Altarnische *l* geschlossen, die sich in einem Bogen gegen dasselbe öffnet. — In der Axe der Seitenschiffe erheben sich westlich die beiden Glockenthürme, *D* und *D*, welche das Zwischenhaus *F* mit dem Hauptportale *m* einschliessen. — *O* und *O* sind zwei östliche, das Altarhaus flankirende Rundthürme, und *H* eine äussere Vorhalle. — Die Fenster des Langhauses *q q* . . ., sind den Zwischenweiten der Arkadenträger *f f* . . . entsprechend angebracht, und die Anordnung der Fenster im Querhause ist im nördlichen Kreuzarme des Grundrisses angegeben, wo die Durchschnittsebene durch das Obergeschoss der Kirche angenommen ist. — In Kloster- und Stiftskirchen schliesst sich an eine Langseite der Kirche der Kreuzgang, welcher durch Nebenportale bei *V* und *S* mit dem Seitenschiffe in Verbindung steht.

Anmerkung. Die Abweichungen von dem normalen Grundplane der Kirche sind in der Wirklichkeit häufiger als die Regel und bestehen theils aus Erweiterungen, theils aus Beschränkungen desselben, die weiter unten im Einzelnen zu berücksichtigen sind. Der Dom von Merseburg, obwohl derselbe umfassende spätere Veränderungen erfahren hat, lässt dennoch die ursprüngliche regelrechte Entfaltung des Grundrisses noch deutlich durchblicken und enthält überdies sämmtliche in Betracht kommende Haupt- und Nebentheile des mittelalterlichen Kirchengebäudes. Ganz normal erscheint auch der Grundplan der Klosterkirche zu Hecklingen im Anhaltischen, jedoch das Hauptportal fehlt, welches übrigens auch beim Merseburger Dome in der Westfront der äusseren Vorhalle liegt.

18. Die Altarnische hat verschiedene Namen[1]: sie heisst *apsis* oder *concha* von ihrem überwölbten Halbrund; *tribunal* (daher auch Altartribune), weil sie in der alten Kirche vor den rings an der Wand befindlichen Bänken für die Geistlichkeit den erhöhten Stuhl des Bischofs enthielt; *sanctuarium* oder *sancta sanctorum*, weil der Hochaltar darin steht; auf dem Plane des Klosters St. Gallen (s. oben S. 28) wird sie als *exedra* bezeichnet.

Das Wort *apsis*, *absis*, *absida* ist = ἁψίς, von ἅπτω, daher auch ἁψίς = der Halbkreisbogen, das Gewölbe, und kommt seit dem V. Jahrh. für diesen Theil der Kirche vor[2], ebenso das Wort *concha* (κόγχη), die Muschel, und übertragen schon bei den römischen Classikern auf muschelförmige Gefässe. — *Tribunal* bezeichnet bei den Römern zunächst eine in Gestalt eines Halbkreises umlaufende Erhöhung, zu welcher Stufen führten, und auf welcher die Richter sassen. — Die Bezeichnung *sanctuarium*, das Heiligthum, und *sancta sanctorum*, das Allerheiligste, wird erst von mittelalterlichen Schriftstellern gebraucht, nachdem die Sitze der Geistlichkeit und der Bischofsthron aus der Apsis verlegt waren, und diese statt derselben den Hochaltar in sich aufgenommen hatte und einen Theil des hohen Chores der Kirche bildete, über dessen Fussboden das Allerheiligste um eine bis zwei Stufen erhöht liegt. — Das Wort *exedra* (ἐξέδρα) bezeichnete in den antiken Gymnasien eine halbrunde Erweiterung der Säulengänge mit Sitzen für Conversirende, kommt schon bei Augustinus (de civitate dei 22, 8) für die Apsis der Kirche vor und wird von Durandus (Rationale I. 1. n. 19) für gleichbedeutend mit

---

1) Ueber diese Namen unter Beibringung zahlreicher Citate: Kreuser, Kirchenbau. 1, 129 ff. u. Weingärtner, W., Ursprung und Entwicklung des christl. Kirchengebäudes. S. 111 ff.

2) Wenn Isidorus Hisp. († 636) in den Origin. etym. XV, 8 erklärt: *Absida graeco sermone latine interpretatur lucida, eo quod lumine accepto per arcum resplendeat*«, so hat er dabei nicht an die Apsis der Kirche, sondern an das leuchtende Himmelsgewölbe gedacht, von welchem z. B. Hieronymus (Ep. ad Ephes. II. p. 614 ed. Vallarsii) das Wort »*apsis*« gebraucht, u. Vincentius Bellov. (Speculum II. in Vocabular. p. 37), der diese Erklärung gegen Ende des XIII. Jahrh. wörtlich abgeschrieben, hat die Beziehung auf die Altarnische der Kirche nur durch Missverständniss darin gefunden. — Uebrigens ist »*lucida*« als Substantivum im mittelalterl. Latein nicht nachgewiesen, also bei Isidorus nur adjectivisch zu nehmen.

absida sive volta, (= Gewölbe) erklärt, obgleich er darunter, nach der schon im christlichen Alterthum gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, ein kirchliches Nebengebäude versteht.

Beispiele solcher Kirchen, denen die Apsis fehlt, deren Altarhaus also rechteckig abschliesst, sind bereits oben S. 15 f. angeführt: innerlich findet sich dann oft, namentlich im XIII. Jahrh., die Nische für den Altar in der Dicke der geraden Schlusswand ausgespart. Im Dome zu Speier sind sieben, in der Klosterkirche zu Heisterbach neun kleine Rundnischen rings in der Apsismauer angeordnet; im Dome zu Limburg a. d. L. nimmt eine solche Nische die Mitte des Halbringes der Apsis ein. In der Abteikirche von Alpirsbach auf dem Schwarzwalde ist in die grosse massiv ausgemauerte Apsis eine kleine rechteckige, wiederum mit einer Apsis versehene Kapelle hineingebaut, und zu beiden Seiten derselben rundet sich in der Ausmauerung je eine kleine Altarnische aus. — Im XIII. Jahrh. gestaltet sich die Apsis häufig als ein halbes Achteck, im Innern jedoch zuweilen mit Beibehaltung der Halbkreisform. — Aeusserst selten fehlt der Apsis die Halbkuppelwölbung: in dem Kloster Petersberg bei Dachau (in Oberbayern) hat die Altarnische eine flache Holzdecke wie die ganze Kirche. — In mehreren Kapellen (besonders Burgkapellen, die häufig in einem oberen Stockwerke liegen; vergl. S. 20), erscheint die Apsis als vorgekragter, von einer Console getragener Erker: auf der Reichsfeste Trifels in der Rheinpfalz, an der Kapelle zu Heilsbronn bei Nürnberg, im Saalhofe zu Frankfurt a. M., im Schlachthause zu Cöln, an einer Domherrn-Curie zu Naumburg a. d. S., im Kreuzgange des Petersklosters zu Salzburg, an der Rundkapelle zu Kuenring in Niederösterreich (sämmtlich aus dem XII—XIII. Jahrh.), an der Michaelskapelle zu Kiederich im Rheingau aus dem XV. Jahrhundert.

Anmerkung. Im gothischen Baustil (seit dem XIII. Jahrh.) hört die Apsis auf ein organisch gesondertes Glied, eine selbständige Vorlage des Altarhauses zu sein, und der aus dem polygonischen Schluss der Seitenwände des letzteren sich bildende Altarraum ist lediglich ein integrirender Bestandtheil des hohen Chores, das Allerheiligste desselben.

19. Das Altarhaus enthält in dem regelmässig quadratischen Raume an beiden Seiten seiner Langwände die Sitze für den Chor der Geistlichen und wird deshalb[1]) durch Uebertragung Chor (*chorus*), wegen seiner erhöhten Lage auch hoher Chor, oder *presbyterium* (d. i. Priesterraum), auch *sanctuarium* (d. i. Heiligthum) genannt. Der Chor, welcher sich zuweilen über das Altarhaus hinaus weiter westlich auf die Vierung ausdehnt, ist von der übrigen tiefer gelegenen Kirche durch Schranken (*cancelli*) oder eine niedrige Wand

1) A coetu canentium clericorum. Augusti, Denkwürdigk. 11, 386. — Das Wort chorus (χορός) bedeutet ursprünglich Rundtanz, Reigen, dann meton. die tanzende u. singende Schaar, der Chor. Im Deutschen kommt für das Presbyterium der Kirche beides vor: der Chor und das Chor, doch ersteres häufiger und schon seit dem XIII. Jahrh., letzteres seltener u. anscheinend nicht vor dem XVI. Jahrhundert.

getrennt, an der Westseite häufig durch einen förmlichen Querbau mit einem Lesepulte, welcher Lettner (*lectorium*) genannt wird.

Die moderne, von Ferd. v. Quast in die archäologische Kunstsprache zuerst eingeführte Benennung »*Altarhaus*« beabsichtigt lediglich die präcise Bezeichnung des betreffenden Gebäudetheiles und ist in liturgischer Hinsicht keineswegs immer mit »*Chor*« identisch, da letzterer sich häufig nicht auf den Raum des Altarhauses beschränkt. Im Dome zu Merseburg (s. den Grundriss) und in vielen anderen Kirchen mit einer zahlreichen Geistlichkeit ist die Vierung mit zum hohen Chore gezogen und von den tiefer liegenden Kreuzarmen durch eine Brüstungsmauer getrennt; in der Stiftskirche zu Quedlinburg und im Dome zu Speier erstreckt sich der erhöhte Raum der Oberkirche selbst über das ganze Querschiff, in Speier, als Königschor mit den Kaisergräbern, sogar bis weit in das Mittelschiff des Langhauses. Stets aber hat der im Altarhause selbst belegene Theil des Chores eine höhere Würde als eigentliches *Sanctuarium*; er bildet den Oberchor, dessen Fussboden um eine Stufe höher liegt, als der die Vierung einnehmende Unterchor für die niederen Cleriker. Im Merseburger Dom war der Oberchor (*chorus primus*) im Altarhause für die Stiftsherren bestimmt, der Unterchor in der Vierung für die Mönche des vorstädtischen Petersklosters, welche gehalten waren, an gewissen Festtagen bei dem Gottesdienste in der Kathedrale mitzuwirken.[1])

Während in älterer Zeit mit seltenen Ausnahmen[2]) das Altarhaus stets streng quadratisch entworfen wurde, band man sich seit dem XIII. Jahrh. an diese Regel nicht mehr und erlaubte sich häufig Abweichungen, sowohl durch Verkürzung (Dome zu Münster und Limburg a. d. L., Klosterkirche zu Zinna etc.), als namentlich durch Verlängerung des Quadrates, welche letztere in der Zeit des gothischen Stils normal wurde, obgleich in städtischen Pfarrkirchen (z. B. in Magdeburg), wo oft ein sehr kurzer Chorraum dem Bedürfnisse genügte, auch Beispiele von Ver-

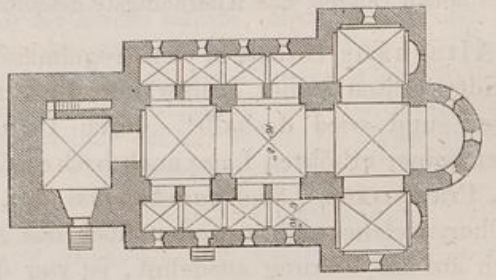


Fig. 10. Kirche zu Twiste (nach der Zeitschr. für Bauwesen).

kürzung vorkommen. Bei Kirchen in der Grundform des Kreuzes gehört im M. A. ein gänzliches Fehlen des Altarhauses, so dass die Apsis an

1) N. Mittheil. des Thür.-Sächs. Vereins. VII. 3, 10.

2) Die Klosterkirche zu Hersfeld (s. S. 45) aus dem XI. Jahrh. hat ein weit über das Quadrat hinaus verlängertes Altarhaus.

der Vierung des Querhauses liegt, und die Kirche ein T bildet, wie dies bei der ehemaligen Palast- (jetzt evangel.) Kirche zu Ingelheim und bei den Kirchen zu Twiste (im Waldeckischen) und zu Idensen (zwischen Minden und Hannover) der Fall ist, wohl zu den seltenen Ausnahmen. — Die Erhöhung des Chorraumes über dem Fussboden der übrigen Kirche beträgt zwar oft, und namentlich später, nur eine oder zwei Stufen, ist jedoch zuweilen sehr bedeutend, z. B. in St. Gereon zu Cöln 13, in der Stiftskirche zu Quedlinburg 16, im Dome zu Brandenburg 22 Stufen. Bei einer beträchtlichen Erhöhung des Chores lässt sich stets auf Vorhandensein einer Krypta (s. Anmerk. 2) unter demselben schliessen. — Der Schwibbogen, welcher das Altarhaus von der Vierung scheidet und den Eingang in das Sanctuarium bildet, wird Fronbogen oder Triumphbogen (*arcus triumphalis*) genannt, weil er mit einer Darstellung des triumphirenden Erlösers geschmückt zu sein pflegte.

Anmerkung 1. Statt der einfachen Schranken errichtete man in Stifts- und Klosterkirchen zwischen Chor und Schiff, anscheinend jedoch nicht vor dem XIII. Jahrhundert, quer durch die Kirche oft eine förmliche Emporkirche aus Stein oder Holz, welche mehr oder weniger geräumig, durch eine enge Wendelstiege zugänglich und von offenen Bögen getragen

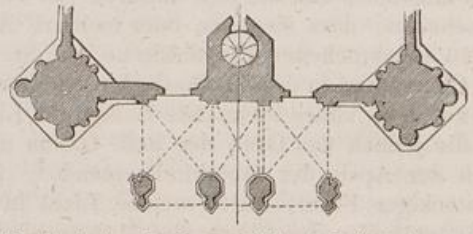


Fig. 11. Lettner im Dom zu Halberstadt (nach Lucanus).

oder mit Durchgängen versehen, gewöhnlich zur Vorlesung des Evangeliums bestimmt war und deshalb Lettner (= *lectorium* d. i. Lesepult) genannt wurde.[1] Wo dergleichen Querbühnen unter dem Namen Odeum oder

1) Der s. g. jüngere Titurel (um 1270) sagt in seiner phantastischen Beschreibung des Graltempels (vergl. Abhandlungen der philos.-philolog. Klasse der Bayer. Akademie der Wissenschaften Bd. 1) Str. 69 u. 70 (S. 367) vom Lettner:

»*Zwei thür viel kostbare in den chor da giengen,*
Dazwischen ein altare, ausserhalb darüber kanzel hiengen,
Gewölbet auf zwei spindelsäul gestellet,
Die spannenbreit gereifet, dazwischen je mit sondrer kunst ervollet.
Gesimset und gespinnelt waren die kanzel allume,
Viel schönheit drauf gezinnelt, man sah in all der lauben bogel krumme
Zwölfboten, beichter, maide, patriarchen,
Martyrer, propheten, ihr briefe sagten viel der materie starken.«

— Ueber den Lettnerbau des Domes zu Königsberg wurde wesentlich übereinstimmend im J. 1333 urkundlich festgesetzt (Gebser u. Hagen, der Dom zu Königsb. 1, 108 ff.), dass zwischen Chor und Kirche die Zwischenmauer nur eine Ruthe hoch und vier Ziegel dick werden solle; dass zwei Thüren durch dieselbe hindurch von der Kirche in den Chor hineinführen und zwischen ihnen ein Altar zu errichten sei, über welchem ein Gewölbe, von Säulen getragen, eine obere Tribune bilden solle zur Verlesung des Evangeliums und zur Aufstellung der Orgel und des Predigtstuhles. Vergl. v. Quast, Beitr. zur Gesch. der Baukunst in Preussen. III. S. 78.

Doxal (nach rheinischer Mundart Toxal), wie ehemals zu Maria auf dem Capitol zu Cöln, oder Singechor, wie im Dom und in der Marienkirche zu Lübeck, vorkommen, dienten sie auch zur Aufstellung von Sängerchören, welche mit Begleitung einer kleinen Orgel liturgische Gesänge (Doxologieen, d. i. Lobpreisungen, woher der Name Doxal) ausführten. — Zu den ältesten Lettnern in Deutschland gehören der spätromanische in Maulbronn und vor dem Ostchor des Doms zu Naumburg, sowie der frühgothische vor dem Westchor daselbst; die grosse Anzahl der übrigen (Dome zu Münster, Magdeburg, Halberstadt, Stendal etc.) rührt aus dem XV. und XVI. Jahrhundert her und ist im spätest gothischen Stil gewöhnlich in reichem bildnerischen Schmuck ausgeführt.

Anmerkung 2. In der alten Kirche war es Sitte, das heilige Abendmahl über den Gräbern der Märtyrer zu feiern; es befand sich daher, worauf schon die Stelle Apokal. 6, 9 hindeuten könnte, unter dem Hauptaltare in der Regel ein kleines unterirdisches Gewölbe mit dem Grabe eines Märtyrers, oft des Titelheiligen der Kirche. Aus dieser altchristlichen *Confessio* (*testimonium, memoria*), in welche man von oben auf das Grab des Blutzeugen hineinschauen konnte, scheint die mittelalterliche Krypta[1]) hervorgegangen zu sein, deren weitere Ausbildung vorzugsweise den Ländern diesseits der Alpen angehört, und die sich dadurch von einer gewöhnlichen Todtengruft unterscheidet, dass sie einen oder mehrere Altäre enthält. In der alten, im J. 820 abgebrochenen Klosterkirche von St. Gallen war eine Krypta unter dem Chore, und in dessen Fussboden eine Oeffnung (*fenestra*), durch welche eine auf dem Altare brennende Lampe ihr Licht auf den Altar der Krypta warf, die jedoch das Grab des heil. Gallus nicht enthielt, da dessen Steinsarg in der Apsis der Oberkirche stand.[2]) Zwei Fussbodenöffnungen von achteckiger Form, durch welche Licht in die Krypta fällt, sind auch in den Seitentheilen des Chores der Münsterkirche zu Essen (von 1051) angebracht und scheinen ihr Analogon zu finden in den Fussbodenöffnungen der oben (S. 20) besprochenen Doppelkapellen. Beispiele von Beerdigungen in den Krypten lassen sich aus der Frühzeit mehrfach nachweisen, ebenso Stiftungen von Seelenmessen an den Altären derselben, und der bei den Altären in den beiden Krypten des ersten Domes zu Brixen angestellte Priester wird im XI. Jahrh. als »*custos sepulchri*« eines verstorbenen Bischofs bezeichnet[3]): man ist daher wohl zu der Annahme berechtigt, dass die Krypten dem Dienste der Todten ausschliesslich gewidmet waren, wobei nur die spätere allgemeine Vernachlässigung dieser unterirdischen Kapellen auffallen muss, wofür man bis jetzt keine andere Erklärung hat, als dass die dunkelen Räume derselben seit dem XIII. Jahrh.

---

1) Ueber Zweck und Bestimmung der Krypten: C. Haas in: Mittelalterliche Kunstdenkm. des Oesterreich. Kaiserstaates. 2, 161 f.; doch bleibt Kugler's Bemerkung (Kl. Schriften 2, 614) über den geringen Grad von gründlicher Erkenntniss dieses bis jetzt nur durch Vermuthungen beleuchteten Gegenstandes auch jetzt noch wahr.

2) Vergl. Keller, Bauriss des Klosters St. Gallen. S. 9.

3) Vergl. Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1861. 6, 72.

dem christlichen Zeitgeiste nicht mehr entsprachen.[1]) Die Cisterzienser, in ihrer Abneigung gegen alles Entbehrliche, scheinen zuerst die Erbauung von Krypten aufgegeben zu haben.

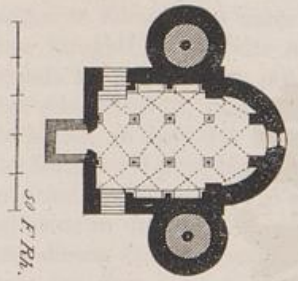


Fig. 12. Krypta unter dem Dom zu Merseburg. *)

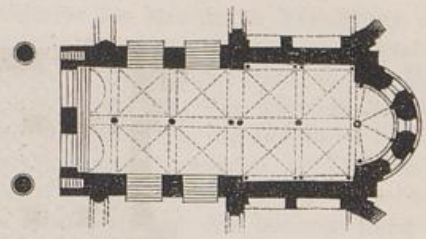


Fig. 13. Krypta zu Jerichow (nach v. Minutoli).

*) Vergl. den Grundriss der oberen Kirche S. 35.

Die Krypta liegt unter dem erhöhten Chorraum[2]), je nach örtlichen Verhältnissen mehr oder weniger tief in der Erde; die ebenerdige Lage in der Stiftskirche zu Quedlinburg ist eine Ausnahme und hatte die bedeutende Erhöhung des Chores (s. oben S. 39) zur nothwendigen Folge. Die Beleuchtung der tief gelegenen Krypten, die oft nur ein kleines Fenster in der Apsis haben, ist spärlich; jedoch empfing die Krypta unter der Klosterkirche zu Hersfeld durch 25 kleine Fenster reichliches Licht, und auch die sich zugleich unter dem Querhause erstreckende weiträumige Krypta des Domes zu Speier hatte ursprünglich 18 Fenster. Der Zugang zur Krypta pflegt in der Mitte der auf den Chor führenden beiden Treppen, oder wenn nur eine Treppe quer über die ganze Breite der Kirche auf den Chor führt, in den Kreuzarmen oder Seitenschiffen angebracht zu sein. Die Decke ist stets gewölbt, und die Wölbung wird von zwei Reihen Säulen oder Pfeiler getragen, die das Innere in drei Schiffe von gleicher Breite theilen; die Krypta unter der Klosterkirche zu Jerichow indess hat nur eine mittlere Säulenreihe, und ist daher zweischiffig. Als häufig wiederkehrende Einrichtung kann die Anordnung einer rings an den Wänden umlaufenden, stufenartigen Steinbank angeführt werden.

Seit dem XIII. Jahrh. wurden Krypten nicht mehr angelegt, kommen

---

1) Man pflegt dafür folgende Stelle des jüngeren Titurel Str. 84 (a. a. O. S. 374) anzuführen:

»Ob da wär iht gruffte?
Nein, Herre Gott, enwelle,
Dass unter erden schluffte
Reine diet sich jemer falsch geselle,
Als etswenn in grufften sich gesammet.
Man soll an lichter weite
Christen-glauben künden und Christus-ammet.«

2) Die Anlage einer Krypta an anderer Stelle der Kirche, z. B. in St. Caecilia zu Cöln und im Dome zu Krakau am Westende, ist seltene Ausnahme, und die Anordnung zweier Krypten findet sich häufig in den doppelchörigen Kirchen; vergl. Anmerkung 3.

aber bis zur gedachten Zeit unter den meisten grösseren Kirchen vor: die kleinste und vielleicht älteste von allen ist wohl der sogenannte Altarkeller im Wipertikloster vor Quedlinburg, die grösseste die unter dem Dome zu Speier und die merkwürdigste die Krypta von hundert Säulen unter der Kathedrale von Gurk in Steiermark. [1])

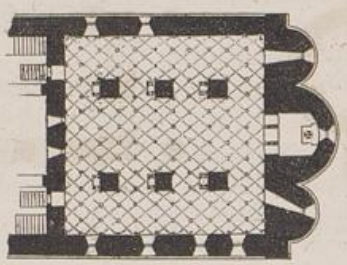


Fig. 14. Krypta zu Gurk (nach v. Quast).

Anmerkung 3. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die sogenannten doppelchörigen Kirchen[2]), die in Deutschland, wo sie ausser wenigen Beispielen in Frankreich (die Kathedralen zu Nevers, Verdun und Besançon) und England allein vorkommen, vom IX. bis zum XII. Jahrh. so beliebt waren, dass man diese Anlage für jene Zeit bei grösseren Kirchen geradezu als Norm bezeichnen darf. Sie sind stets zwei besonderen Titelheiligen gewidmet und stellen sich als zwei Kirchen mit einem gemeinschaftlichen Langhause dar, von denen die eine das Sanctuarium (mit oder ohne Apsis, und mit oder ohne Krypta) am östlichen Ende hat, die andere am westlichen, so dass ihre Einrichtung gewissermaassen als Vermittelung erscheint zwischen dem oben (S. 11) erwähnten alten Schwanken in der Aufstellung des Hochaltares, ob in Osten oder in Westen. Gewöhnlich, aber nicht immer, ist der östliche Chor der Hauptchor, welcher als solcher schon durch die Anordnung des Querschiffes vor demselben (im Dome zu Bamberg z. B. aber vor dem Westchore St. Petri, als ursprünglichem Hauptchor[3])

1) Die sich hin und wieder vorfindenden unterirdischen Kapellen aus späterer Zeit, z. B. unter der Petri-Paulikirche zu Görlitz aus dem XV. Jahrh., können nicht als eigentliche Krypten zählen. Auch bleibt es unentschieden, ob in den im allgemeinen sehr selten vorkommenden zweistöckigen Kirchen (z. B. Neuweiler im Elsass, Kloster Göllingen in Thüringen, heil. Kreuzkirche zu Breslau) das Erdgeschoss die Bestimmung als Krypta gehabt haben mag. Besonders merkwürdig ist die Salvatorkirche in Passau, welche aus drei über einander liegenden Räumen besteht.

2) Eine kritische Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über den Zweck der Westchöre: Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 273; ein Beispiel aus der alten nordafrikanischen Kirche des V. Jahrh., die Basilika des Reparatus zu Orleansville, wo das Grab eines Bischofs die Veranlassung zum Einbau einer westlichen Concha gab, s. ebd. S. 33, und ein Beispiel des VII. Jahrh. in England, die Kirche zu Abbendon, ebd. S. 143. Vergl. auch Roisin, Ferd. de, la Cathédrale de Trèves (Paris 1861) p. 53 sq.

3) Giesebrecht, W., Gesch. der deutschen Kaiserzeit. 2, 61 u. 580. — Auch in den doppelchörigen Kirchen St. Emeram und Obermünster, sowie in der Schottenkirche St. Jakob zu Regensburg liegt das Querschiff in Westen.

bezeichnet wird, wenn nicht (wie in St. Michael zu Hildesheim) zwei Querschiffe beliebt sind.

Den Ursprung der Westchöre in Deutschland hat man in dem von Bonifacius gegründeten Kloster Fulda zu suchen. Die erste, dem Salvator gewidmete Kirche war unter dem ersten Abte Sturm zwar vollendet worden, indess Baugolf, der zweite Abt, erweiterte den Bau durch Errichtung eines Tempels an der Ostseite mit Hilfe des baukundigen Ratger, und letzterer, selbst Abt seit 803, fügte einen ähnlichen grossartigen Bau an der Westseite hinzu, so dass das Ganze eine Kirche bildete; der folgende Abt Eigil legte darin zwei Krypten an, die eine im westlichen, die andere im östlichen Bau, und bei der neuen Weihe des Ganzen 819 wurden die Gebeine des Bonifacius in den westlichen Bau übertragen.[1] Bei der hohen Verehrung, deren dieses Grab genoss, erlangte der Westchor den höheren Rang und wurde bei dem letzten Neubau des Domes zu Anfang des XVIII. Jahrh. allein erneuert. Das nächste Beispiel liefert der Bauplan des Klosters

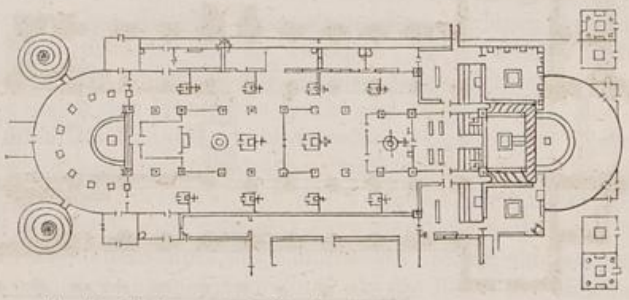


Fig. 15. Kirche von St. Gallen (nach dem Bauriss vom J. 820).

St. Gallen vom J. 820 (s. oben S. 28), wo die Kirche bereits mit zwei Chören entworfen ist. Der östliche Chor »*sancta sanctorum*« stufenerhöht, mit einer Krypta unter und dem Querschiffe vor demselben, enthält in der Mitte über dem Grabe des heil. Gallus einen diesem und der Jungfrau Maria gewidmeten Altar und in der Exedra (Apsis) einen Altar des Ap. Paulus, welcher der Titelheilige der bis dahin bestandenen Klosterkirche gewesen war; der westliche Chor »*chorus*« erscheint untergeordnet, ohne Krypta und deshalb nicht erhöht, und in der Exedra steht ein Altar des heil. Petrus, dem jene Kapelle gewidmet gewesen war, rings um welche der heil. Gallus die ersten Zellen zweihundert Jahr früher errichtet hatte.[2] So vereinigte die neuprojectirte Kirche die beiden früheren Heiligthümer des Klosters unter einem Dache und repräsentirte dieselben in den beiden Chören. Gleichzeitig wurde zu Cöln ein neuer Dom, und nicht auf der Stelle des früheren, mit zwei Chören erbaut, von denen der östliche dem heil. Petrus (vielleicht als Patron der bisherigen bischöflichen Kirche), der westliche der heil. Maria geweiht war[3] — Im X. Jahrh. wurde der Bischofssitz in Säben, dessen Patron der heil. Ingenuin war, nach Brixen verlegt, und der daselbst

1) Rettberg, F., Kirchengeschichte Deutschlands. 1, 625.
2) Otte, a. a. O. S. 94 f. 3) Ebd. S. 92.

neu errichtete doppelchörige Dom dem genannten Heiligen und dem ursprünglichen Brixener Patrone Petrus dedicirt[1]), und dieselbe Veranlassung zur Errichtung eines Westchores mag sich öfter gefunden haben, wo Bischofssitze verlegt wurden (wie der von Zeitz nach Naumburg im XI. Jahrh.), oder wo neue Stiftungen bei bereits vorhandenen älteren Kirchen stattfanden und dies Anlass zu einem Neubaue gab. So erklärt es sich auch, dass in vielen Fällen der Ostchor dem Stifte, der Westchor der Pfarrgemeinde überwiesen wurde, das Gebäude also zwei Kirchen in sich vereinte. Dabei soll übrigens nicht in Abrede gestellt werden, dass, nachdem das aufwändige doppelchörige Schema erst einmal aufgekommen war, die grosse Baulust der Prälaten des XI. Jahrh. sich in der Nachahmung desselben gefiel, und die Anlage eines westlichen Chores, als besonders ausgezeichneter Kapelle zu Ehren irgend eines beliebten Heiligen, willkommen erschien.

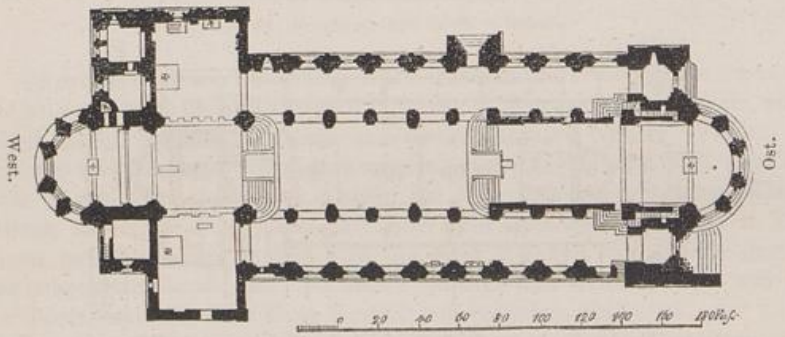


Fig. 16. Dom zu Bamberg (nach Landgraf).

Doppelchörige Kirchen: Ehemalige Klosterkirche in Fulda, Plan von St. Gallen, ehemaliger Dom in Cöln, Dome zu Verdun (ursprünglich) und Trier, Dom und St. Stephan zu Mainz, Dom zu Worms, Münster in Bonn, Abteikirche zu Laach, Stiftskirche zu Knechtsteden, heil. Kreuzkirche zu Lüttich, Dom zu Basel (ehemals), Kirchen zu Mittelzell, Oberzell und Unterzell auf Reichenau, St. Emeram und Obermünster in Regensburg, Kirche zu Nabburg, Dome zu Brixen (ehemals), Augsburg, Eichstädt, Bamberg, St. Jacob in Rothenburg a. d. T., Sebaldskirche in Nürnberg, Abteikirche zu Hersfeld, Dom zu Naumburg, Klosterkirchen zu Gernrode, Drübeck, Huyseburg, St. Michael und St. Godehard in Hildesheim, Dome zu Bremen und Münster, Münsterkirche in Essen. — Die späteste Anlage dieser Art ist der im XV. Jahrh. errichtete Westchor der Katharinenkirche zu Oppenheim, deren älterer Bau einen solchen nicht gehabt zu haben scheint.

20. Das Querhaus ist derjenige Theil des Kirchengebäudes, welcher demselben die Kreuzgestalt verleiht und wird deshalb auch das Kreuz genannt: es besteht aus dem Kreuzmittel (*meditullium*) und den beiden Kreuzarmen (*plaga septentrionalis* und *plaga*

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1861. 6, 71.

australis) und bildet, wenn der hohe Chor auf das Altarhaus beschränkt ist, innerlich einen freien Raum, das Querschiff (*transenna*); andernfalls, wenn das Kreuzmittel zum hohen Chore gezogen und von Scheidewänden abgeschlossen ist (wie im Dom zu Merseburg, s. den Grundriss S. 35), erscheinen die Kreuzarme (*transepta*) als abgesonderte Seitenkapellen.

In der alten Kirche, welche nur die Apsis nicht aber das spätere Altarhaus kannte, lag das von Schranken umzogene Allerheiligste, mit dem Altar in der Mitte, am Ende des Langhauses, und die beiden rechts und links von den Schranken befindlichen Räume (*transepta*) waren für besonders geehrte Gemeindeglieder bestimmt: der südliche (*senatorium*) für die obrigkeitlichen Personen, der nördliche (*matronaeum*) für die Matronen. Aus dieser Anordnung ging dann anscheinend nicht ohne Einfluss der Symbolik (s. oben S. 16) das Querhaus der Kirche hervor, welches indess Anfangs nur über die Breite des Langhauses reichte und der späteren über dieselbe hinaustretenden Vorlagen entbehrte, doch fehlen letztere auch im M. A. zuweilen, z. B. an der Stiftskirche zu Gernrode, wo das Querhaus nur um eine Mauerdicke über das Langhaus vortritt, oder an den Domen zu Gurk und Regensburg, wo es mit den Seitenwänden des Langhauses in derselben Flucht liegt. Normal besteht das Querschiff aus drei Quadraten, welche durch hohe Gurtbögen von einander geschieden werden, und das Vortreten der Kreuzflügel über das Langhaus beträgt $\frac{1}{6}$ der ganzen Länge des Querhauses; es vermindert sich, wenn die Seitenschiffe des Langhauses breiter, und vergrössert sich, wenn sie schmaler angenommen sind, als die Regel mit sich bringt. Das

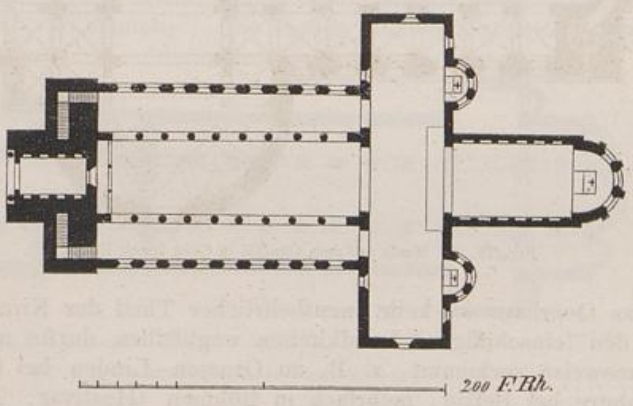


Fig. 17. Grundriss der Klosterkirche zu Hersfeld (nach v. Quast).

Maximum in der räumlichen Abmessung zeigt das Querhaus der Klosterkirche zu Hersfeld und zwar innerlich um so wirkungsvoller, als hier die bei einer Kirche mit flacher Holzdecke nicht constructiv nothwendigen trennenden Gurtbögen weggelassen sind (was öfter vorkommt z. B. in den Stiftskirchen zu Gernrode und Quedlinburg, in der Klosterkirche zu

Frose und in der Neumarktskirche zu Merseburg etc.), und das Ganze also ein völlig freies Schiff bildet. — Die Anordnung zweier Seitenschiffe an der östlichen und westlichen Seite des Querhauses im Dome zu Cöln und in der Marienkirche zu Danzig (wo jedoch dem nördlichen Flügel das östliche Seitenschiff fehlt) verstärkt die Wirkung dieser grossartigen Gebäude. Häufiger kommt nur ein Seitenschiff, und zwar an der Ostseite der Kreuzarme vor, z. B. am Dome zu Stendal und besonders bei den Cisterziensern), welches jedoch gewöhnlich durch eine Scheidewand innerlich in zwei Kapellen getheilt ist. — Die apsidenförmige Bildung der beiden Fronten des Querhauses im Halbrund oder Halbpolygon, die s. g. Drei-Conchenanlage, ist nach dem Muster der Kirche Maria auf dem Capitol in Cöln in dieser Stadt und am ganzen Niederrhein bis ins XIII. Jahrh. beliebt, und findet sich unabhängig von diesem Locale auch an der Elisabethkirche in Marburg und an der heil. Kreuzkirche zu Breslau in Polygonschlüssen.

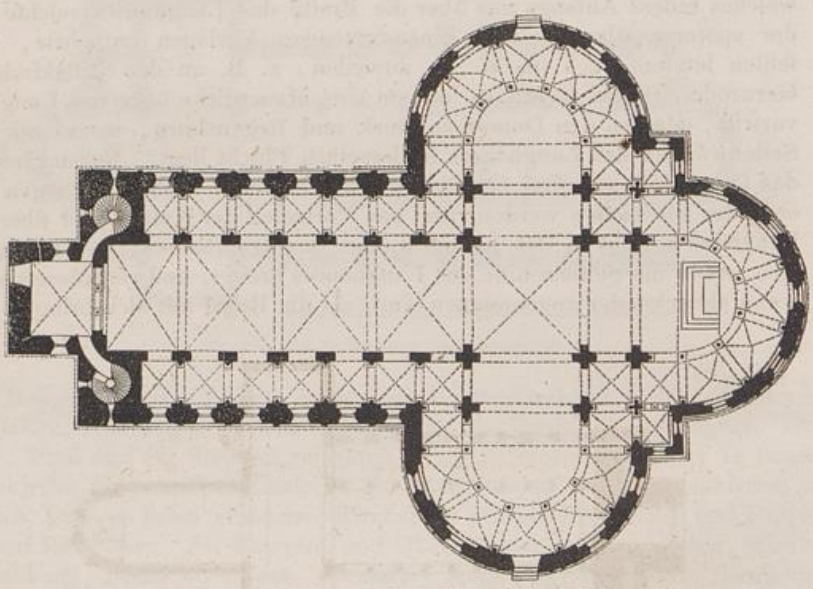


Fig. 18. St. Maria auf dem Capitol in Cöln (nach Boisserée).

Das Querhaus ist kein unentbehrlicher Theil der Kirche, weshalb es bei den (einschiffigen) Landkirchen wegbleiben durfte und hier nur ausnahmsweise vorkommt, z. B. zu Grossen-Linden bei Giessen, zu Wiesenburg bei Belzig, mehrfach in Böhmen (Hostivar, Tismitz, St. Jakob bei Kuttenberg) und in westfälischen Nonnenklöstern (Vreden, Asbeck, Oesede, Fröndenberg); in Süddeutschland indess sind Kreuzkirchen die Ausnahme, und das Fehlen des Querhauses bildet schon in älterer Zeit auch bei grösseren Kirchen die Regel: Dom zu Gurk (nach ursprünglichem Plane), Michaeliskirche zu Altenstadt bei Schongau, Stiftskirche zu Ilmmünster a. d. Ilm, Klosterkirche zu Thierhaupten etc. Wie bereits oben S. 16 bemerkt, fand die Kreuzform der Kirchen

seit etwa der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. bei neuen Anlagen überhaupt nur noch seltene Anwendung.

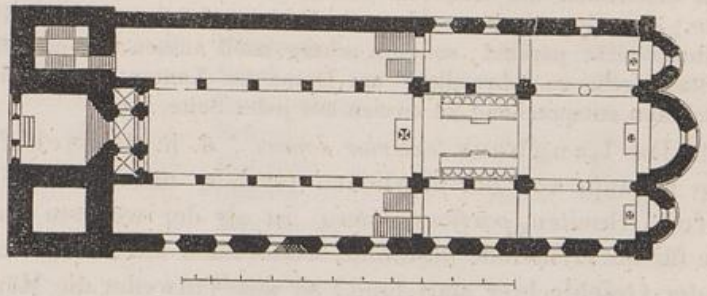


Fig. 19. Dom zu Gurk (nach v. Quast).

Die zuweilen vorkommende Anlage zweier Querhäuser, eines vor dem östlichen, das andere vor dem westlichen Altarhause (Michaeliskirche in Hildesheim, Abteikirche zu Laach, Dom zu Münster) erklärt sich aus der doppelchörigen Anlage der betreffenden Kirchen (s. oben S. 42 Anmerk. 3), sowie die Anordnung nur eines Querhauses, aber vor dem Westchore (s. oben ebd.) daraus, dass dieser ursprünglich der Hauptchor gewesen sein wird.

Anmerkung. An der Ostseite des Querschiffs finden sich in manchen Gegenden Deutschlands fast regelmässig (etwa bis zur Mitte des XIII. Jahrh.) als passender Abschluss der Seitenschiffe des Langhauses zwei kleine Nebentribunen (*conchulae, apsidiolae;* vergl. den Grundriss des Domes zu Merseburg S. 35 unter *z*), welche zwar eigentlich im Oriente heimisch sind, aber doch auch schon an der Kirche des Paulinus von Nola im V. Jahrh. vorkommen.[1]) Sie dienen in den mittelalterlichen Kirchen

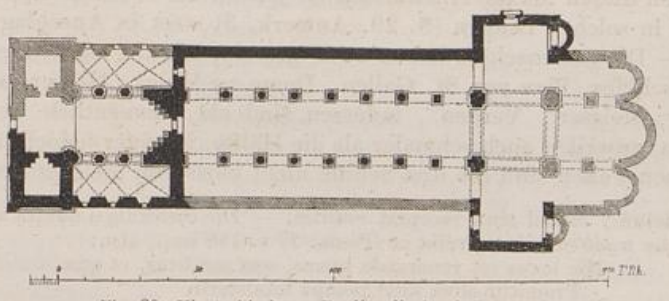


Fig. 20. Klosterkirche zu Paulinzelle (nach Puttrich).

Deutschlands zur Aufstellung von Altären, werden auch in verdoppelter Zahl (Paulinzelle, Königslutter, Sangerhausen) und mit Vorlegung von viereckigen Räumen (häufig bei den Cisterziensern, paarweise und seitenschiffartig die ganze Breite der Kreuzvorlage einnehmend: Zinna, Loccum etc.) als vier abgesonderte Kapellen angebracht. — In den Domen zu

1) Paulin. ep. 32 ad Severum n. 13: cum duabus dextra laevaque conchulis . . . apsis . . . laxetur; una earum immolanti hostias jubilationis antistiti patet, altera

Magdeburg und Speier finden sich die Nebenapsiden als Eintiefungen in der geraden östlichen Schlusswand der Kreuzvorlagen. — In gothischen Kirchen erscheinen die früheren *Conchulae* (z. B. am Dom zu Regensburg etc.) als polygonisch geschlossene Nebenchöre, die zuweilen dem Hauptchore nicht parallel, sondern schräg nach aussen tretend angeordnet sind (Stadtkirche zu Ahrweiler; am Dome zu Xanten den verdoppelten Seitenschiffen entsprechend zu zweien auf jeder Seite).

21. Das Langhaus (*exterior domus*), d. h. das Schiff (*navis* — also benannt von der länglichen Gestalt) mit seinen Seitenschiffen (Abseiten, *porticus, latera*) ist als der weiteste Raum der Kirche für die Gemeinde bestimmt, wobei nach alter Sitte eine Trennung der Geschlechter statt fand, so dass entweder die Männer die Südseite, die Frauen die Nordseite einnahmen, oder die Männer vorn, die Frauen hinten standen.[1])

Die Bezeichnung des Langhauses als »*exterior domus*« findet sich bei *Sidonius Apollinaris* († 482), ep. 4, 18.[2]) — Dass der Name Schiff (*ναῦς*, navis), auf das Kirchengebäude angewandt, sich zunächst auf die längliche Form bezieht, geht aus Const. apostol. 2, 57 (s. oben S. 15 zu §. 14) deutlich hervor: die symbolische Beziehung wird erst an die Schiffgestalt angeknüpft.

Das Schiff hat normal die dreifache Länge des Altarhauses, welches am Dome zu Merseburg (s. den Grundriss S. 35) innegehaltene Verhältniss im Allgemeinen bis ins XIII. Jahrh. als Regel galt. Verkürzungen gegen dieses Normalmaass kommen nur bei kleineren Kirchen vor, Verlängerungen sind dagegen häufiger; die langgestrecktesten Maasse finden sich in einigen Kirchen der Cisterzienser, z. B. zu Pforta und Chorin, wo das Schiff die übermässige Länge von 5 bis 6 Einheiten hat. Bei allen diesen Maassverhältnissen ist jedoch die mittelalterliche Sorglosigkeit in solchen Dingen (S. 29. Anmerk. 3) stets in Anschlag zu bringen. — Die Seitenschiffe haben zwar gewöhnlich die halbe Breite des Hauptschiffes (Plan von St. Gallen, Dome zu Mainz, Halberstadt, Merseburg, Meissen, Verden), indessen sind sie, namentlich in Klosterkirchen, zuweilen auch schmaler als die Hälfte, häufiger jedoch breiter; in einzelnen Fällen sind die drei Schiffe nicht bloss von gleicher Breite unter

post sacrificium, capaci sinu receptat orantes. — Die conchula a dextra apsidis (die orientalische *πρόθεσις*) beschreibt er (Poem. 27 v. 180 sqq.) also:

Hic locus est veneranda penus, qua conditur, et qua
Promitur alma sacri pompa ministerii.

Die conchula a sinistra apsidis (das *διακονικόν*) mit der Ueberschrift:

Si quem sancta tenet meditandi in lege voluntas,
Hic poterit residens sanctis intendere libris.

Vergl. Rheinwald, Archäologie. S. 137.

1) Durand, Rationale I, 1 n. 46: Masculi in australi, foeminae autem in boreali parte manent. — n. 47: Secundum alios vero viri in parte anteriori, mulieres in posteriori parte manent. — Da die Cisterzienserkirchen von keiner Frau betreten werden durften, so wurde häufig in einiger Entfernung von denselben eine besondere Kapelle für das weibliche Geschlecht angelegt. Vergl. Klöden, C. F., Zur Gesch. der Marienverehrung in der Mark Brandenburg. S. 36.

2) Vergl. Mone, in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins. VIII. 4, 424.

einander, sondern die Nebenschiffe übertreffen selbst die Breite des Hauptschiffes.

Verhältniss der Breite des Hauptschiffes zu den Seitenschiffen.[1])

Dom	in	Bamberg	47 : 26 (27).
		Basel	43 : 18.
		Brandenburg	45 : 14.
		Erfurt	11 . 13.
		Freiburg	19 : 15.
		Lübeck	180 : 98 (87).
		Magdeburg	4 : 3.
		Paderborn	82 : 50 (55).
		Regensburg	486 : 349.
		Soest	34 : 13.
		Speier	44 : 25.
		Strassburg	7 : 4.
		Trier	58 : 33.
		Wien (ungefähr)	1 : 1.
Klosterkirche	in	Berlin	58 : 39.
		Minoriten in Cöln	64 : 29.
	in	Echternach	131 : 57 (62).
		Otterberg	34 : 12 (15).
	St.	Mich. in Hildesheim	6 : 5.
	in	Huyseburg	50 : 17.
		Jerichow	32 : 15 (14).
		Limburg a. d. H.	77 : 40.
		Memleben	2817 : 1517 (1458).
		Petersberg b. Halle	25 : 17 (16).
		Pforta	177 : 83 (99).
		Riddagshausen	68 : 21.
		Zinna	79 : 30.
Marienkirche	in	Arnstadt	28 : 13.
		Danzig	68 : 57.
		Dortmund (etwa)	3 : 2.
		Lübeck	99 : 64.
Stiftskirche	in	Gernrode	7 : 4.
	St.	Georg in Prag	22 : 9 (7).
	in	Quedlinburg	33 : 16.
Aegidienkirche	in	Braunschweig	72 : 42 (45).
Andreaskirche	in	«	45 : 49.
Katharinenkirche	in	« (ungefähr)	1 : 1.
Martinikirche	in	«	239 : 249 (240).
Reinoldikirche	in	Dortmund (etwa)	3 : 2.
Kirche	in	Adorf	16 : 5.
		Brenken	3 : 1.
		Merzig	23 : 13.
		Salzkotten	20 : 7.

1) Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen das südliche Seitenschiff.

Die vorstehenden Beispiele zeigen, dass in mehreren Fällen die Seitenschiffe auch unter sich von ungleicher Breite sind, was entweder, wie z. B. in Pforta, auf localen Umständen (Umbau einer vorhandenen älteren Kirche) oder lediglich auf der mittelalterlichen Gleichgiltigkeit gegen dergleichen Unregelmässigkeiten beruht. Am stärksten ist jedoch gegen alles Ebenmaass gesündigt in der Katharinenkirche zu Lübeck, wo das nördliche Seitenschiff, in Westen spitz zulaufend, die Grundform eines Dreiecks hat. — Das Minimum für die Breite der Seitenschiffe beträgt etwa $^1/_3$ der Breite des Mittelschiffs und kommt ausser in St. Georg zu Prag und zu Riddagshausen bei Braunschweig namentlich in Westfalen (Brenken bei Paderborn und Salzkotten) und im Waldeckischen in den kleinen Kirchen zu Adorf, Flechtdorf und Twiste vor.

Die Seitenschiffe haben die Länge des Hauptschiffes und laufen durch einen offenen Bogen in das Querschiff aus; in Kirchen ohne Querhaus schneiden sie entweder mit geradliniger Ostwand ab (Franziscanerkirchen zu Soest, Berlin, Jüterbog etc.), so dass sich jenseits der Chor einschiffig fortsetzt, oder das ganze Gebäude bildet drei Schiffe von gleicher Länge (wobei sich in Kreuzkirchen die Abseiten jenseits des Querhauses neben dem Chore fortsetzen: Ulrichskirche zu Sangerhausen, Klosterkirche zu Lippoldsberg), welche entweder mit drei Apsiden (Dom zu Gurk und fast regelmässig in den nur aus drei Langschiffen bestehenden romanischen Kirchen in Bayern und Schwaben; Klosterkirche zu Paulinzelle, Ulrichskirche zu Sangerhausen), oder in drei Polygonabschnitten (St. Stephan zu Wien, Wiesenkirche in Soest, Kirche zu Herzberg a. d. Elster), oder endlich dreiseitig schliessen, so dass das Ostende (wie an der Kirche zu Baruth) als Viereck mit abgeschnittenen Ecken erscheint. Sehr häufig setzen sich die Seitenschiffe nicht bloss im Chore fort, sondern bilden, ohne Zweifel zur besseren Entfaltung der Processionen, einen Umgang rings um denselben (St. Maria auf dem Capitol in Cöln; Dome zu Halberstadt und Münster, Nicolaikirchen zu Berlin und Jüterbog etc.), an welchen sich seit der Mitte des XII. Jahrh. zuweilen eine Reihe von kleinen Kapellen anschliesst, die, wie an den rechteckig geschlossenen Cisterzienserkirchen zu Riddagshausen und Ebrach, entweder äusserlich wie ein zweiter niedrigerer Umgang erscheinen, oder, nach dem Muster des französischen Kathedralenstyls, aus dem Chorumgange radienartig hervortretend und wie letzterer halbkreisförmig (St. Godehard zu Hildesheim; Cisterzienserkirche zu Marienstadt im Nassauischen) oder polygonisch gestaltet, einen Kranz um das Chorhaupt der Kirche bilden: Dome zu Magdeburg und Cöln, Cisterzienserklosterkirchen zu Altenberg bei Cöln und Doberan, Dome zu Schwerin und Prag, Kirche zu Kuttenberg, Münster zu Freiburg i. B. — Wenn die Seitenschiffe einen Umgang um den Chor bilden, so ist dieser durch eine steinerne Brüstungswand von dem Umgange abgeschlossen.

Seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts kommen auch (gewissermassen eine Reminiscenz an die fünfschiffigen Basiliken des christlichen Alterthums) Kirchen mit vier Seitenschiffen vor, theils nach ursprünglicher Anlage (Dom zu Cöln, Stiftskirche in Xanten, Marienkirche in Mühlhausen, Severikirche in Erfurt etc.) theils in Folge späteren Anbaues

(Dome zu Basel, Ulm und Braunschweig; Marienkirchen zu Frankfurt a. O. und Colberg; die Petri-Paulikirchen zu Görlitz und auf dem Wysherad in Prag; Petrikirche zu Lübeck etc.), zum Theil mit niedrigeren Seiten-

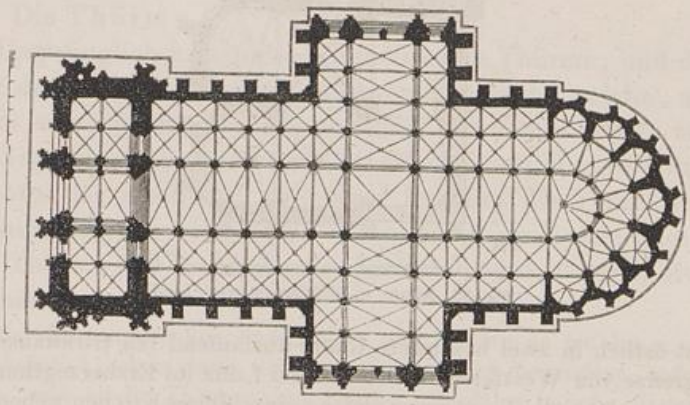


Fig. 21. Dom zu Cöln (nach Boisserée).

schiffen, zum Theil mit fünf gleich hohen Schiffen. — In reichster und grossartigster Entfaltung erscheint der Grundplan des Domes von Cöln: das Langhaus ist fünfschiffig, das Querhaus dreischiffig, die Seitenschiffe setzen sich neben dem Langchore fort, das innere Seitenschiff bildet einen Umgang um den polygonen Chorschluss, rings um welchen sich das äussere Seitenschiff in einen Kranz von sieben radianten Kapellen (*apsidiolae*) auflöst.

Im Gegensatze gegen die reiche Anlage der Kathedralen bauten die erst seit dem XIII. Jahrh. entstandenen Bettel- und Predigermönche ihre einfachen Kirchen aus Ersparungsrücksichten nicht selten nur mit einem Seitenschiffe[1]), welches bald nördlich, bald südlich (der Kanzel gegenüber) angebracht wurde: die Franciscanerkirchen zu Boppard, Brandenburg, Cleve, Dresden, Fritzlar, Görlitz, Salzwedel; die Dominicanerkirchen zu Elbing, Höxter und Warburg; die Kirche der Marienknechte (St. Ulrich) zu Halle a. d. S.; die Observantenkirche zu Hamm. Ausser diesen dem XIV—XVI. Jahrh. angehörigen Klosterkirchen zeigen auch einige kleine Stadtkirchen (Lichtenau und Neustadt in Hessen, Meckenheim am Rhein) diese Anlage, deren älteste Beispiele (die Cisterzienserkirche von Marienfeld bei Gütersloh und die Klosterkirche zum heil. Kreuz bei Meissen) sich aus dem XIII. Jahrh. herschreiben. Auch die Nicolaikirche zu Frankfurt a. M. gehört hieher.

Völlig verschieden von diesen unsymmetrischen Bauten sind diejenigen zweischiffigen Kirchen, welche aus zwei, durch eine mittlere Säulenreihe getrennten Schiffen von gleicher Breite und Höhe bestehen: in einigen Fällen (Pechüle bei Treuenbrietzen etc.) zwar nur in Folge

1) Lotz, W., über die zweischiffigen Kirchen, im Correspondenzbl. des Gesammtvereines etc. VII. (1858.) No. 3. S. 37.

der späteren Einziehung von Steinüberwölbungen statt der früheren Balkendecke, meist jedoch schon nach ursprünglicher Anlage, und zuweilen

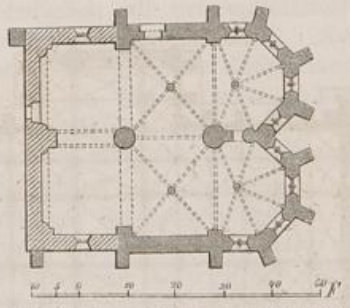


Fig. 22. Kirche zu Girkhausen (nach Lübke).

selbst östlich in zwei besondere Chöre auslaufend (zu Girkhausen an der Südgrenze von Westfalen, Hallstadt und Lunz im Erzherzogthum Oesterreich), so dass gleichsam zwei gleiche einschiffige Kirchen neben einander gebaut erscheinen. Das älteste Beispiel dieser Anlage ist die Nicolaikapelle zu Soest (etwa gleichzeitig mit der ebenfalls zweischiffigen Krypta unter der Klosterkirche zu Jerichow; s. Fig. 13 S. 41.) aus der Mitte des XII. Jahrh.; das merkwürdigste Beispiel ist die Pfarrkirche zu Schwaz in Tirol: sie ist vierschiffig, mit zwei breiteren Schiffen in der Mitte, deren jedes einen Chor für sich hat, und zwei schmäleren Seitenschiffen. — Uebrigens besteht das Langhaus dieser Kirchen grösstentheils aus einem kleinen quadratischen Raume mit nur einem Mittelpfeiler (besonders häufig in der Moselgegend).[1])

Anmerkung. Normal haben die Seitenschiffe wie die halbe Breite, so auch die halbe Höhe des Mittelschiffes und liegen unter besonderen Pultdächern; Kirchen, in denen die Seitenschiffe mit dem Hauptschiffe (ziemlich oder genau) von gleicher Höhe sind und gewöhnlich mit demselben eine gemeinschaftliche Bedachung haben, hat man neuerdings, nach Lübke's Vorgange (s. dessen Kunst in Westfalen S. 33) und mit allseitigem Beifall passend Hallenkirchen genannt: dieselben gehören Deutschland fast ausschliesslich an, und in Westfalen scheinen (doch wohl kaum vor dem XIII. Jahrhundert) die ersten noch romanischen Versuche damit gemacht worden zu sein (Kirche zu Derne, Servatiuskirche zu Münster, Marienkirche

1) Zweischiffige Kirchen von symmetrischer Anlage werden von Lotz (a. a. O.) angeführt: In der Mosel- und benachbarten Rheingegend: Cues (Hospitalkap.), Driesch, Graach, Hatzenport, Reilerkirch, Rokeskyll, Traben, Zelten (sämmtlich mit nur einem Mittelpfeiler), Bornhofen, Clotten, Ediger, Kempenich, Mannebach, Namedy (mit zwei oder drei Pfeilern); in Westfalen: Apelern, Girkhausen, Soest (Nicolaikapelle), Wewelsburg (alle mit mehreren Pfeilern); in Meklenburg (nach Dr. Lisch): Ankershagen, Gnoyen, Mestlin, Reknitz, Schlagsdorf, Schwinkendorf, Tarnow; in der Provinz Brandenburg: Brandenburg (Peterskirche), Luckenwalde (Johanneskirche), Pechüle, und einige andere Dorfkirchen in der Gegend von Bernau; im südlichen Böhmen: Blattna, Gojau, Sobieslau; im Erzherzogth. Oesterreich: Edlitz (mit einem Mittelpfeiler), Kirchberg am Wechsel, Hallstadt, Lunz; in Steiermark: Judenburg, Pöllauberg; in Tirol: Pfarrkirche zu Schwaz.

und Nicolaikirche zu Lippstadt, Dom zu Paderborn etc. etc.), denen sich die Elisabethkirche zu Marburg (seit 1235) als erstes gothisches Beispiel dieser Gattung anschliesst, welche in der Spätzeit zur entschieden vorherrschenden wird.

22. Die Thürme.[1])

a. Ursprünglich hatten die Kirchen keine Thürme, und da diese etwa mit den Glocken zugleich aufgekommen sind, welche, um weit hörbar zu sein, in der Höhe aufgehängt werden mussten, auch bis auf die Gegenwart die Aufnahme der Glocken als Hauptbestimmung der Kirchthürme erscheint, so könnte letzteres die Veranlassung zu ihrer Entstehung gewesen sein, wenn nicht gerade die ältesten bekannten Thürme der Kirchen erweislich zunächst anderen Zwecken gedient hätten.

Die ältesten Glocken waren klein und leicht: es ist daher sehr unwahrscheinlich, dass man um derselben willen besondere aufwändige Bauten, wie es die Thürme sind, sollte aufgeführt haben; dagegen war es natürlich, die Glocken auf den Thürmen aufzuhängen, wenn letztere bei den Kirchen bereits zu anderen Zwecken vorhanden waren. Bei der Dunkelheit der Sache lassen sich allerlei Vermuthungen darüber aufstellen, der sicherste Weg bleibt jedoch der, sich an die ältesten bekannten thatsächlichen Spuren zu halten, so sparsam dieselben freilich auch sein mögen.

b. Die Thürme sind entweder mit dem Kirchengebäude verbunden und erheben sich bei grösseren Kirchen der Regel nach paarweise auf den Flanken der Westfront, oder sie stehen isolirt und einzeln neben den Kirchen: jene waren ursprünglich Treppengehäuse (*cochlearia*), diese Wartthürme.

Unter allen Kirchen diesseits der Alpen enthält der Dom zu Trier in seinem noch nachweislichen ursprünglichen Kerne die ältesten, aus der Römerzeit herstammenden Ueberreste. Die neuesten umfassenden Localuntersuchungen haben ergeben, dass die Façade des ursprünglichen Baues, den Schiffen des Innern entsprechend, sich in drei weiten Bögen gen Westen öffnete: zwischen diesen Eingangsbögen traten Verstärkungspfeiler hervor, und zwei viereckige, im Grundbau nachgewiesene Treppenthürme standen auf den Ecken. Die in den Thürmen befindlich gewesenen Treppen, deren unterste Stufen noch aufgefunden wurden, führten zu dem Oberstockwerk und unter das Dach des Gebäudes.[2]) — Das von Karl dem Grossen erbaute, noch erhaltene achteckige Münster zu Aachen zeigt auf den Flanken seines westlichen Vorbaues zwei runde Treppen-

1) Weingärtner, W., System des christl. Thurmbaues. 1860. — Unger, F. W., zur Gesch. der Kirchthürme, in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XXIX. und XXX. S. 21—64. — Vergl. Klein, J. Val., die Kirche zu Grossen-Linden bei Giessen. 1857. S. 30 ff.

2) Roisin, Ferd. de, La Cathédrale de Trèves. (Paris) 1861. p. 36. 103; vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 281.

thürme, in denen man die Empore der Kirche und ein drittes, nicht mehr ursprüngliches Stockwerk der Vorhalle ersteigt, das zur Aufnahme der Glocken bestimmt war. — Der westliche Nonnenchor des Münsters zu

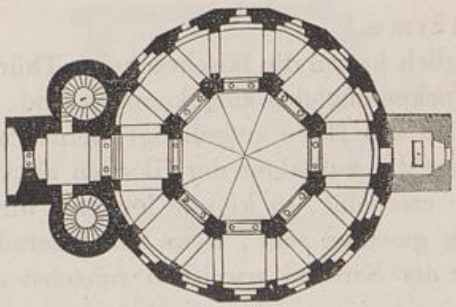


Fig. 23. Münster zu Aachen (nach Mertens).

Essen aus dem X. Jahrh. steht ebenfalls zwischen zwei kleinen Rundthürmen mit Wendelstiegen, die auf die Empore und in die oberen Stockwerke des Chores führen, dessen achteckiger Hochbau die Thürme überragt. Dies sind die sich darbietenden ältesten Beispiele[1], denen sich überdies andere aus dem XI. Jahrh. anreihen, und die hinlänglich beweisen, dass die ältesten in Verbindung mit Kirchengebäuden vorkommenden Thürme ganz mit Treppen angefüllte, und zur Aufnahme von Glocken nicht geeignete Stiegenhäuser von geringem Durchmesser (in Essen 9 F. im Lichten) waren, welche, ursprünglich das Gebäude nicht überragend, zuweilen später durch Aufsetzung eines mit Schallöffnungen versehenen Stockwerkes erhöht und als Glockenthürme eingerichtet wurden.[2] Die paarweise Anordnung erklärt sich aus Rücksichten auf die Symmetrie hinlänglich; bei der Enge dieser Schneckenstiegen könnte der eine Thurm den Hinaufsteigenden, der andere den Hinabsteigenden gedient haben.

Anderweitig begegnen wir in den klösterlichen Niederlassungen der Schottenmönche, welche seit dem VII. Jahrh. Deutschland missionirend durchwanderten, in dem mit ihren Wohnhütten erfüllten umschlossenen Raume neben der Kirche festen Rundthürmen, die zwar wohl mit einer kleinen Blechglocke versehen, doch zunächst als Warten und in Zeiten der Noth als Zufluchtsorte dienten.[3] Den thatsächlichen Beweis liefert der Plan des Klosters St. Gallen vom J. 820 (s. oben S. 28): wir finden hier westlich von der Kirche (s. Fig. 15 S. 43), in einiger

1) Den von Klein a. a. O. S. 40 aus Venantius Fortunatus III, 7 v. 19 ff. hergeleiteten und von Weingärtner a. a. O. S. 67 wohl zu vorschnell aufgenommenen Beweis, dass die Kirchen schon im VI. Jahrh. mit zwei wirklichen Frontalthürmen versehen gewesen seien, hat Unger a. a. O. S. 25 ff. widerlegt.

2) Vergl. die Aeusserung von J. F. Lange auf der Archäologen-Versammlung in München, im Correspondenzbl. des Gesammt-Vereins etc. VIII. (1860.) No. 13—15. S. 132.

3) Wattenbach, in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst. 1, 23; vergl. Schnaase, Gesch. der bild. Künste. IV. 2, 416.

Entfernung von dem halbkreisförmigen Säulenvorhofe derselben, zu beiden Seiten des von aussen in das Kloster führenden Weges zwei symmetrisch gestellte mit Wendeltreppen gefüllte Rundthürme angegeben, den nördlichen mit der ihn deutlich als Warte bezeichnenden Einschrift »*ascensus per cocleam ad universa superinspicienda*« und den südlichen (»*alter similis*«) zu gleichem Zweck, und wegen der Stellung auf beiden Seiten des Zuganges zum Kloster ersichtlich auch zur Vertheidigung desselben gegen feindliche Angriffe.[1])

Die isolirte Stellung der Glockenthürme, gewöhnlich neben einer Langseite der Kirche, die in Italien zur stehenden Sitte geworden ist, kommt in Deutschland, abgesehen von vereinzelten und zufälligen Beispielen (der rothe Thurm auf dem Markte in Halle a. d. S., die Thürme bei der Bartholomäikirche zu Zerbst, der Johanneskirche zu Luckenwalde, bei der vormaligen Klosterkirche in Arndsee, beim Dome zu Frauenburg etc.), nur provinziell verbreitet vor: in Schwaben (bei der Petri-Paulikirche in Hirsau, bei der abgetragenen Klosterkirche zu Petershausen vor Constanz, beim Münster zu Mittelzell auf Reichenau); in Böhmen, in dessen östlicher Hälfte sich hölzerne Glockenhäuser vom einfachsten, oben gabelmässig getheilten und mit einem Dächlein gekrönten Balken in allerlei Abweichungen bis zum grossen Glockenthurme (z. B. neben der Georgskirche in Přaslawic bei Turnau, von etwa 80 F. Höhe auf achteckigem Unterbau) aller Orten, selbst in Dörfern ohne Kirchen vorfinden[2]), ein isolirter Steinthurm auch neben der Bartholomäikirche zu Kolin; ebenso in dem benachbarten Oberschlesien neben den S. 26 erwähnten Holzkirchen; in Ostfriesland, wo alle Kirchthürme isolirt stehen, mit alleiniger Ausnahme des alten verfallenen Thurmes von Marienhave und eines ganz neuen zu Leer.[3])

c. Bei kleineren, besonders bei einschiffigen Kirchen genügte als Glockenhaus ein Thurm, normal als Vorlage vor der Mitte der Westfront, doch wurde in manchen Gegenden und namentlich in Niederdeutschland auch bei grösseren mehrschiffigen Kirchen und Kathedralen häufig nur ein Thurm angeordnet; d. h. man liess die Treppenthürme auf den Seiten weg und bildete die Vorhalle zum Glockenthurme aus.

Vielleicht das einzige Beispiel einer Landkirche mit zwei westlichen (Rund-) Thürmen ist die kleine, nur etwa 90 F. lange einschiffige Kreuzkirche zu Grossen-Linden bei Giessen (vermuthlich aus dem XII. Jahrhundert), mit überdies noch einem dritten Thurme über dem Kreuze (s. unten S. 57). — Als älteste Beispiele von der Anordnung nur eines Thurmes bei bischöflichen Kathedralen sind die Dome zu Minden und Paderborn aus dem XI. Jahrh. zu nennen: in Minden legt sich dem west-

1) Für die Ansicht, dass Befestigungsrücksichten die Kirchthürme veranlasst hätten, erklärt sich Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné. 3, 281 ff. (Art. »*Clocher*«).

2) Grueber, Bernh., in den Mittheil. der k. k. Central-Commiss. 1856. 1, 247.

3) Unger a. a. O. S. 31.

lichen Ende der Kirche in ganzer Breite eine Baumasse vor, die erst in beträchtlicher Höhe ein quadratisches Stockwerk aus ihrer Mitte aufsteigen lässt; in Paderborn hat der viereckige Thurm nur die Breite des Mittelschiffes und wird von zwei halb so hohen runden Treppenthürmen flankirt. — Die grossartigen Münster zu Freiburg i. B. und zu Ulm (aus dem XIII. und XIV. Jahrh.) haben ebenfalls nur einen vor der Westfront aufsteigenden Thurm: beide gehören zu den prachtvollsten Thurmbauten Deutschlands. — Nicht immer bildet der Thurm eine Vorlage an der Westseite der Kirche, sondern erhebt sich auch oft aus der Mitte der Front, z. B. an der Frauenkirche zu Esslingen, deren Thurm (aus dem XV. Jahrh.) der Stadt zur schönsten Zierde gereicht.

d. In der Zeit vom XI. bis XIII. Jahrhundert machte sich das Streben geltend, ausgezeichnetere Kirchen durch Vermehrung der Anzahl der Thürme noch besonders zu verherrlichen, indem man ausser den beiden westlichen Thürmen noch zwei andere zu den Seiten des Altarhauses anordnete und ausserdem, vorzüglich am Rhein, noch einen Mittelthurm über der Durchschneidung des Lang- und Querhauses errichtete. Später wurde die Anzahl der Thürme wieder beschränkt, und man suchte den Ruhm nicht mehr in der Vielheit, sondern in der Höhe der Thürme.

Die Entstehung eines zweiten Thurmpaares in Osten auf den Flanken des Altarhauses wird aus der doppelchörigen Anlage (s. oben S. 42) völlig erklärlich, wenn man diese Gebäude ansieht als zwei entgegengesetzt orientirte Kirchen mit gemeinschaftlichem Langhause, von denen die östlich orientirte ihre Thürme in Westen, die westlich orientirte dieselben in Osten erhielt, und diese Auffassung bestätigt sich ferner als richtig durch die Wahrnehmung, dass bei doppelchörigen Kirchen mit zwei Querschiffen (Abteikirche zu Laach, St. Michael in Hildesheim)

Fig. 24. Klosterkirche St. Michael in Hildesheim (nach Hase).

auch zwei Mittelthürme, der eine über dem östlichen, der andere über dem westlichen Kreuze angeordnet wurden; oder, wenn nur ein Querschiff vorhanden war, wie an den Domen zu Mainz und Worms, ein zweiter Mittelthurm über dem zweiten Altarhause. — Die Entstehung und Verbreitung der im Rheinlande häufigen, auch in Westfalen (Dom zu Osnabrück, Münster in Hameln, Ludgerikirche in Münster) vorkommenden achteckigen, eine hohe Kuppel umschliessenden Mittelthürme wird aus dem Einflusse des karolingischen Centralbaues in Aachen erklärlich, ohne dass es nöthig wäre, direct an byzantinische Vorbilder zu denken. In anderen Gegenden sind die Mittelthürme selten (St. Michael und St. Godehard in Hildesheim, Stiftskirche zu Königslutter, Kirche zu Kloster-Gröningen, Stadtkirche zu Freiburg a. d. U., Nicolaikirche zu Treuenbrietzen), umschliessen nicht wie am Rheine und in Westfalen eine Kuppel (nur die kleine Schlosskirche zu Querfurt zeigt eine solche) und kommen nach dem XIII. Jahrh. in Deutschland überhaupt nicht mehr vor: die Katharinenkirche zu Oppenheim bietet anscheinend das einzige Beispiel eines rein gothischen Mittelthurmes dar.

Für die Höhe der Thürme gab es kein Maass: die älteren Thürme sind nur niedrig, aber in der Blüthezeit der mittelalterlichen Baukunst baute man sie gern so hoch als möglich, und obgleich die Thürme der grösseren Kirchen gewöhnlich schon mit dem Altarhause zugleich in Angriff genommen wurden, so waren sie doch regelmässig derjenige Theil des Gebäudes, an dessen Vollendung man zuletzt ging, und sind deshalb gewöhnlich unvollendet geblieben (Dome zu Cöln, Regensburg, Ulm etc.), oder es wurde doch nur einer der projectirten beiden Prachtthürme fertig (Münster zu Strassburg, nach verändertem Plane; Stephan zu Wien etc.). — An den Domen zu Magdeburg und Cöln ergiebt sich die Länge der Kirche ungefähr als Maass für die Höhe der Thürme.

Als die höchsten Thürme in deutschen Landen werden genannt:

Thurm des Münsters zu Ulm, projectirt auf	$482,_5$ F. rh.
(jetzt nur 324 F.)	
Thürme des Doms zu Cöln, projectirt auf	$474,_3$
Thurm des Münsters zu Strassburg (projectirt auf $596,_{16}$)	452
Thurm der Martinskirche zu Landshut	448
Hauptthurm des Stephansdoms zu Wien, mit der 1842 aufgesetzten, jetzt wieder abgetragenen gusseisernen Spitze	$438,_4$
(vorher nur $434,_9$)	
Andreasthurm zu Braunschweig, bis 1551	426
(jetzt nur noch 322)	
Elisabeththurm zu Breslau	416
(seit 1529 nur noch 289)	
Michaelisthurm zu Hamburg (modern)	416
Petrithurm daselbst	406
(abgebrannt 1842, der neue Thurm projectirt auf 440)	
Thürme der Marienkirche zu Lübeck	394
Hauptthurm des Doms zu Mainz	390
Thurm des Münsters zu Freiburg	385
Frauenthürme zu München	332

Domthürme zu Magdeburg	329 F. rh.
Ansgarithurm in Bremen	324
Thurm der Pfarrkirche zu Schweidnitz	320

Anmerkung. Es bedarf kaum der Bemerkung, dass sich die mannigfachsten Modificationen der (vorstehend b. c. d. angegebenen) verschiedenen Normalstellungen der Kirchthürme nachweisen lassen. Die beiden Westthürme haben zwar regelmässig die Frontalstellung in der Flucht der Seitenschiffe, sind aber nicht immer von Grund aus jeder für sich als selbständiges Bauwerk aufgeführt: in Niedersachsen (Braunschweig etc.) vielmehr steigen dieselben erst über den Flanken eines die ganze Breite der Kirche einnehmenden rechteckigen Baukörpers auf, der in den unteren Stockwerken die von den Wendelstiegen eingeschlossene Vorhalle, im Obergeschosse die Glockenstube enthält. — Am Dome zu Trier sind über dem Westende der Seitenschiffe zwei viereckige Glockenthürme angeordnet, es treten aber auf den äusseren Ecken derselben noch zwei niedrigere fast ganz frei stehende runde Treppenthürme hinzu: eine Anordnung, welche sich an der gleichzeitig dem XI. Jahrhundert angehörenden Klosterkirche zu Limburg a. d. H. wiederholt. — Die Chorthürme stehen zu den Seiten des Altarhauses dem östlichen Ende bald mehr, bald weniger nahe: am Ostchore des Domes zu Mainz erheben sich die beiden Rundthürme auf den äusseren Ecken der das Altarhaus begleitenden seitenschiffartigen Räume, von unten auf nur zur Hälfte freistehend; an den beiden Chören des Domes zu Worms stehen die vier Rundthürme in der Flucht der Seitenschiffaxen und schneiden, wie die Chorthürme des Merseburger Domes (s. den Grundriss S. 35), tief in die Seitenwände des Altarhauses ein. — Die Dome zu Speier, Bamberg, Magdeburg und Naumburg, auch die Abteikirchen zu Laach und Knechtsteden haben quadratische Chorthürme, die in dem durch die Mauern des Altar- und Querhauses gebildeten Winkel aufsteigen. Anderweitig finden sich zwei Ostthürme über den Kreuzarmen oder statt derselben angebracht: Georgskirche in Prag, Marienkirche in Reutlingen, heil. Kreuzkirche in Gmünd, St. Stephan in Wien; bei der Klosterkirche in Hamersleben und der heil. Kreuzkirche in Breslau stehen die Thürme in dem Winkel auf der Westseite des Querhauses. — Der Dom in Erfurt (ursprünglich) und die nahe gelegene Severikirche daselbst haben an der Ostseite (zwischen Chor und Schiff) einen breiten in drei Spitzen auslaufenden Thurmbau, und die beiden quadratischen Thürme der aus drei gleich langen Schiffen bestehenden Kirche zu Altenstadt bei Schongau bilden den östlichen Abschluss der Seitenschiffe. — Die doppelchörige Kirche des Michaelisklosters zu Hildesheim (s. die Abbildung S. 56) hatte weder West- noch Ostthürme, dagegen ausser den beiden Mittelthürmen über dem östlichen und westlichen Kreuze, ganz aussergewöhnlich vor der Mitte der vier Kreuzflügelfronten runde Treppenthürme, als Aufgänge zu den im Innern befindlichen Emporen.

Bei Kirchen mit nur einem Thurme kommen gewisse Abweichungen von der westlichen Normalstellung (s. oben c) in manchen Gegenden so häufig vor, dass sie für diese geradezu die Regel bilden. So pflegt z. B. in Schwaben (Stephanskirche in Constanz, heil. Kreuz zu Rottweil, Stiftskirche in Hechingen, Frauenkirche, Martinskirche und Spitalkirche in Memmin-

gen etc.) der Thurm an einer Langseite der Kirche zu stehen, häufig aus älterer Zeit stammend, als der Kirchenbau selbst; ja es werden Beispiele angeführt, wo die Kirchen in dieser oder anderer Weise an alte römische Kriegsthürme angebaut sein sollen.[1]) Jedenfalls erinnert diese auch im bayerischen Gebirgslande, in Tirol (Pfarrkirche in Botzen etc.) und in Schlesien vorkommende Stellung des Thurmes an den in jenen Landstrichen auch jetzt noch nicht seltenen isolirten Standort des Glockenthurmes neben der Kirche (s. oben S. 55) und könnte daraus hervorgegangen sein. — Eine andere namentlich bei kleineren Kirchen des XII. Jahrh. in Schwaben und in der Altmark sich sehr häufig vorfindende, anderwärts seltene Anomalie ist die Errichtung des Thurmes östlich, über dem Altarhause des Gebäudes, wozu die Mittelthürme grösserer Kirchen das Vorbild gegeben, und die Ersparung eines besonderen Unterbaues die Neigung hervorgerufen haben mag.

Fig. 25. Thürme zu Merseburg, auf dem Petersberge bei Halle und zu Mühlhausen in Thüringen (nach Puttrich).

e. Die Grundform der Thürme ist gewöhnlich das Quadrat, dessen Seite insgemein etwa der Breite der Seitenschiffe entspricht. In älterer Zeit bis zum XIII. Jahrhundert waren auch Rundthürme beliebt: stets paarweise, theils anderen viereckigen Thürmen als Treppenhäuser vorgelegt, theils namentlich auch als Chorthürme, wo ihre Kreisform mit den halbrunden Apsiden harmonirt, selten dagegen in eigentlicher Frontalstellung neben dem westlichen Hauptportal. — Die Kuppelthürme über der Kreuzung oder dem Altarhause sind regelmässig achteckig, andere Mittelthürme gewöhnlich quadratisch.

Am Dome zu Magdeburg decken sich die Grundrisse der beiden westlichen Thürme und der Kreuzarme. — Bei Kirchen des XII. und

1) In Theilenhofen, Ascholting bei Tölz, Beigen bei Neuburg a. d. Donau etc. Vergl. Krieg v. Hochfelden, Gesch. der Militär-Architektur. S. 106. Einbauungen von Kriegsthürmen in Kirchen sollen überhaupt öfter vorkommen, und als unsicheres Beispiel wird die Marienkirche zu Salzwedel erwähnt. Vergl. Correspondenzbl. des Central-Vereins etc. (1860.) VIII. No. 13—15. S. 132.

XIII. Jahrh. mit nur einem Thurme hat dieser in manchen Gegenden nicht quadratischen, sondern rechteckigen Grundriss und nimmt die ganze Breite der Westseite ein: häufig in der Gegend von Halle a. d. S., am Harz, sporadisch auf dem Fläming (Werder bei Jüterbog), durchgehend bei den Feldsteinbauten in der Altmark, Priegnitz und Ukermark, mit denen das Land bedeckt ist.

Runde Treppenthürme sind den viereckigen Thürmen an den Domen zu Trier und Paderborn (XI. Jahrh.) vorgelegt. — Runde Chorthürme neben beiden Chören der Dome zu Mainz und Worms, neben dem Westchor der Klosterkirchen zu Essen und Gernrode, neben dem Ostchore des Domes zu Merseburg und der Pfarrkirche zu Gelnhausen [1]); runde Frontalthürme an der Dorfkirche zu Grossen-Linden bei Giessen, an der Klosterkirche zu Möllenbeck in Westfalen, an der Marienkirche zu Magdeburg; sie erinnern in ihrer Erscheinung an die gleiche Thurmstellung neben Stadtthoren. [2]) — An Gross-Martin zu Cöln erheben sich neben dem hohen viereckigen Mittelthurme achteckige Eckthürmchen. — Runde Treppenthürmchen, in untergeordneter Weise den Ecken der Kirchen vorgelegt, mit den Aufgängen zu den Dachräumen kommen in späteren Jahrhunderten sehr häufig vor und nehmen zuletzt eckige Form an: Marienkirche in Zwickau etc. — Die Kirche Maria-Stiegen in Wien hat an ihrer Südseite einen siebeneckigen Thurm.

f. Die Thürme älterer Zeit behalten bis zur Bedachung ihre viereckige oder runde Grundform bei und haben nur im Oberstockwerke Fensteröffnungen, während die unteren Stockwerke bloss von kleinen Lichtöffnungen zur nothwendigsten Beleuchtung der Treppen durchbrochen und nur vom Innern der Kirche aus zugänglich sind; seit dem XII. Jahrhundert jedoch setzt das Viereck in den oberen Geschossen gewöhnlich ins Achteck um und endet in einem hohen, insgemein achteckigen Helm, und seit dem XIII. Jahrhundert stehen die zuweilen von aussen zugänglichen Thürme oft mit dem Innern der Kirche in Verbindung und sind häufig bis zum Erdgeschosse herab mit mehr oder weniger grossen Fenstern versehen.

An massigen und roheren Bauten auch des späteren Mittelalters bleiben die Thürme bis oben hinauf viereckig; die vier Wände laufen, alle vier oder nur zwei, in Giebeln aus und schliessen oft ohne Hinzufügung eines Helmes entweder mit einem Kreuzdache oder mit einem gemeinen Satteldache, dessen Giebel bei quadratischen Thürmen gewöhnlich gen West und Ost, bei rechteckigen dagegen regelmässig nach Nord und

1) Diese cylindrischen Thürme, bei geringem lichten Raume durch die in ihnen befindlichen steinernen Wendeltreppen überaus fest in sich zusammengehalten, sind oft (wie an den Domen zu Mainz, Worms und Merseburg etc.) die einzigen Ueberreste von älteren Bauwerken, besonders des XI. Jahrh., wenn auch mit erneuten Oberstockwerken.

2) Sehr weitläufig verbreitet sich hierüber Klein, Kirche zu Grossen-Linden. S. 31 ff.

Süd schauen. — In Niedersachsen (z. B. in Braunschweig und Göttingen) sind die Thurmpaare der Kirchen schon von da an, wo sie aus ihrem, etwa nur ein Drittel der Gesammthöhe betragenden gemeinsamen Unterbau (s. oben die Anmerkung S. 58) aufsteigen, achteckig, was keinen vortheilhaften Eindruck macht.

Wie schon die äussere einheitliche Vereinigung der Thurmbauten mit der Kirche im Vergleich mit der Separatstellung der ersteren als glücklichere Lösung der Aufgabe betrachtet werden muss, so war die innere Communication des unteren Raumes mit dem Langhause der Kirche noch ein weiterer wesentlicher Fortschritt: an den Domen von Strassburg und Cöln bilden die Thürme (nach dem Muster des französischen Kathedralstils) den Zugang zu den Seitenschiffen, eine nachahmenswerthe, doch selten beobachtete Einrichtung. Die Münster von Freiburg i. B. und Ulm haben nur einen Thurm vor der Mitte der Westfront; derselbe bildet jedoch zugleich den Haupteingang und die Vorhalle der Kirche. An vielen Kirchen mit zwei Westthürmen (besonders in Pommern, aber auch anderwärts z. B. im Dom zu Regensburg, in der Stiftskirche zu Xanten, Nicolaikirche in Jüterbog etc.) ruhen die Thürme einwärts auf starken Pfeilern und öffnen sich in hohen Bögen, östlich in die Seitenschiffe; nördlich, resp. südlich in den Zwischenbau.

Die rheinländischen und oberdeutschen Prachtthürme (Dom in Cöln nach dem Entwurfe, Münster zu Strassburg, Freiburg i. B. und Ulm, St. Stephan zu Wien) sind mit durchbrochenen luftigen Steinpyramiden gekrönt, die in Norddeutschland sehr selten und nur in kleinem Maassstabe (der s. g. höckerige Thurm am Dom zu Meissen) vorkommen. — Die meisten Thurmdächer bestehen aus mit Schiefer, Metall oder Ziegeln gedeckten Holzconstructionen, und die grosse Mehrzahl ist leider durch Bedachungen von Zwiebel- oder Schlafhaubenform verunstaltet, die ihre Entstehung dem Geschmacke der Zopfzeit verdanken.

Anmerkung 1. Das Innere der Thürme wurde zuweilen zu Kapellen benutzt, und zwar nicht bloss im Erdgeschosse (wie in den Ostthürmen der Pfarrkirche zu Gelnhausen); in den westlichen Domthürmen zu Wien, Naumburg und Meissen finden sich z. B. zwei Kapellen über einander angebracht, und eine ähnliche Einrichtung erscheint im Thurme der Kirche zu Idensen in Westfalen. — Auf dem Baurisse von St. Gallen sind oben auf der Höhe (*in summitate*) der beiden Rundthürme Altäre der Erzengel (nördlich Gabriel, südlich Michael) angegeben.[1] — In die Thurmknöpfe pflegte man Reliquien und Urkunden einzulegen; letztere enthielten theils Nachrichten über den Bau, theils Gebete. Dergleichen Documente aus dem XV. und XVI. Jahrhundert findet man abgedruckt z. B. in den N. Mittheilungen d. thüring.-sächs. Vereins III. 4, 125 ff. und in v. Dreyhaupts Beschreib. des Saalkreises 1, 1015 f. — Der Hahn auf dem Glockenthurme (*campanarium*) kommt schon im X. Jahrhundert zu St. Gallen vor:[2] dieser »*praeco diei*« bezeichnet erinnernd die Wachsamkeit in

1) Ueber die Thürme als Cultusstätten vergl. Weingärtner, System des christl. Thurmbaues. S. 27.

2) Pertz, M. G., Scriptores 2, 105.

Beobachtung der kanonischen Stunden; vor Erfindung der Uhren richtete man sich mit dem Anfange des Frühgottesdienstes nach dem Hahnenschrei.[1]) — Statt des Hahns kommen auf den Thurmspitzen auch die Abbildungen der Patrone vor: auf den östlichen Thürmen des Doms zu Merseburg z. B. sind St. Laurentius und St. Johannes der Täufer unter den Windfahnen angebracht. — Die bei städtischen Pfarrkirchen besonders in den sächsischen Gegenden (z. B. in Freiburg a. d. U., Halberstadt, Halle, Jüterbog, Wittenberg; aber auch in Wiener-Neustadt) nicht selten vorkommende Verbindung der beiden Frontalthürme durch eine Brücke hat den Zweck, dem oben wohnenden Thürmer die Umschau von beiden Thürmen zu ermöglichen. Bei der Dionysiuskirche zu Esslingen findet, jedenfalls zur Erleichterung der Communication, sogar eine zweifache Ueberbrückung zwischen den beiden Thürmen statt.

Anmerkung 2. Obgleich die Kirchthürme den ersten sechs bis sieben Jahrhunderten fremd waren, und ihre Entstehung zunächst nur äusseren Umständen zu verdanken ist, so hat sich das christliche Volk aller Schichten an diese »*Finger, die unser Herrgott aus der Erde steckt*« doch bald mit so grosser Liebe gewöhnt, dass im Mittelalter, wo es nur irgend die Verhältnisse erlaubten, sich auch die ärmste Dorfkirche diesen Schmuck nicht leicht versagte; es kann daher nichts Befremdliches haben, dass reiche Stiftungen ihre Kirchen durch mehrere Thürme zu verherrlichen suchten (s. oben S. 56): die Dome zu Mainz, Speier und Worms, die Klosterkirchen zu Laach und St. Michael zu Hildesheim haben sechs Thürme, das Münster zu Bonn fünf, die Kirche zu Limburg an der Lahn sieben, St. Gereon und Aposteln zu Cöln und viele andere aus dem XII.—XIII. Jahrh. am Rhein drei Thürme; die gothische Marienkirche in Danzig hat ausser dem grossen Glockenthurme noch zehn andere Thürmchen, die sich zum Theil mehr als 80 F. über dem hohen Kirchdach mit schlanker Spitze erheben; selbst kleinere Stadtgemeinen (wie Freiburg a. d. U., Wittenberg, Jüterbog etc.) schmückten ihre Pfarrkirchen mit zwei stattlichen Westthürmen, und nicht bloss die Stadtkirche zu Freiburg a. d. U., sondern sogar die Filialkirche des Dorfes Grossen-Linden bei Giessen hat ausser diesen noch einen Mittelthurm: die hie und da keck hingestellte Behauptung, dass eine Pfarrkirche nur einen Thurm, eine bischöfliche zwei und eine erzbischöfliche Kirche drei Thürme habe, widerlegt sich daher selbst.

Bei Kirchen mit mehreren Thürmen werden die einzelnen, um sie von einander unterscheiden zu können, gewöhnlich mit besonderen Namen benannt. Die beiden westlichen Thürme des Doms von Wien heissen Heidenthürme[2]), die östlichen Thürme des Freiburger Münsters haben den Namen Hahnenthürmchen; in Basel am Dom werden die westlichen, und am Merseburger Dom die östlichen Thürme nach den beiden Hauptpatronen dieser

---

1) Consuetudines monasterii S. Vitoni Virdunensis (angeblich aus dem X. Jahrh. — Martene, de ritibus 4, 853): Cum lucem ales nunciaverit, dabuntur omnia signa. Aehnlich schon Augustinus vom Frühgebet. Vergl. Kreuser, Kirchenbau 1, 232.

2) Sehr wahrscheinlich als Erinnerung an die ehemalige, bei der Kirche vorbei führende »*strata nemoris paganorum*«. Vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 252.

Kirchen benannt; die vier Naumburger Domthürme werden als »*bewohnte*« und »*unbewohnte*« von einander unterschieden; an der Marktkirche in Halle heissen die östlichen die Hausmanns-, die westlichen die blauen Thürme; zu Danzig wird der sich über der Vierung der Marienkirche erhebende Thurm Episteltlhurm genannt. Von den beiden Thürmen der Frauenkirche zu Ingolstadt heisst der niedrigere der Oelthurm (d. i. Oelbergthurm), und am Dome zu Würzburg der nordöstliche der rothe Thurm. Der linke Chorthurm des Domes zu Worms und der rechte zu Speier heissen Eselsthürme, weil Esel auf den romanischen Treppen derselben die Baustoffe hinauf getragen haben sollen, und auch der Dom zu Regensburg hat seinen Eselsthurm.

Anmerkung 3. Die Wirthlichkeit der Cisterzienser liess ihnen die kostspielige Errichtung von Kirchthürmen als überflüssig erscheinen, und ihre Kirchen begnügten sich deshalb mit einem über dem Kreuzfelde sich erhebenden Dachreiter (*turricula super ecclesiam*), welcher auch für ihre wenigen und kleinen Glocken hinlänglich war und überhaupt als älteste Form der Glockengehäuse anzusehen ist. Die Bettelorden, die sich seit dem XIII. Jahrh. innerhalb der Städte ansiedelten, mussten sich des allein den Pfarreien zustehenden öffentlichen Glockengeläutes enthalten und durften nur eine kleine Privatglocke haben, für welche ein unbedeutendes Dachthürmchen ausreichend war: die Dominicaner in Elbing z. B. erhielten 1246 zwar die Freiheit daselbst ein steinernes Kloster und eine Kirche zu bauen, jedoch ohne Thurm[1]; dagegen hat die Dominicanerkirche in Erfurt zwei schöne achteckige Thürmchen. — Dachthürme für die Signalglocken finden sich dem gottesdienstlichen Bedürfnisse entsprechend auch über dem Kreuze oder Altarhause der meisten grösseren Kirchen und kommen ausser dem westlichen Glockenthurme selbst bei Landkirchen vor: in Preussen über dem östlichen, im Magdeburgischen, statt eines eigentlichen Thurmes, über dem westlichen Giebel, und zwar hier in der Form von zwei Pfeilern, in welche die Giebelwand zinnenartig ausläuft, und zwischen denen die Glocke hängt.

Die auf den Kehlbalken ruhenden, aus dem Firste aufsteigenden Dachreiter sind grösstentheils Holzconstructionen, die man der Dauerhaftigkeit wegen gern mit Metallblechen bekleidete: am Niederrhein z. B. mit stylisirten Bleiverzierungen, anderwärts, wie das goldene Thürmchen über dem Chore des Domes zu Hildesheim, mit vergoldetem Kupferblech. Unter den selten vorkommenden steinernen Thürmchen dieser Art zeichnen sich einige, wie das zu Heilsbronn in Franken, durch schlanke Formen vortheilhaft aus.

23. Der Raum zwischen den beiden westlichen Thürmen (*intra turrem* — *F* des Grundrisses S. 35), mit diesen aus dem Narthex der alten Kirche hervorgegangen, bildet oft ein besonderes, entweder (wie in Niedersachsen gewöhnlich) mit seinen Giebeln gegen die Thürme, oder nach Westen und Osten gewendetes Zwischenhaus, welches im Erdgeschoss die Vorhalle, im zweiten Stockwerke, wenn ein solches angeordnet ist, eine Empore (s. unten §. 28) und im dritten

1) Vergl. Dreger, Cod. dipl. Pomm. No. 67. p. 254.

die Glockenstube enthält. Häufig ist aber ausser der inneren Vorhalle noch eine äussere geschlossene Vorhalle oder offene Vorlaube[1]) (am Dome zu Merseburg — *H* des Grundrisses — und an der Stadtkirche zu Freiburg a. d. U. westlich, an den Domen zu Goslar und Magdeburg, sowie an der Benedictinerkirche zu Trebitsch, an St. Emeram zu Regensburg und an der Klosterkirche zu Wechselburg nördlich) angebaut, welche oft den Namen Paradies führt und mit den Steinbildern der ersten Menschen ausgestattet, zuweilen zu einer besonderen Gedächtnissfeier des Sündenfalles bestimmt war.

Auf dem Plane von S. Gallen (s. Fig. 15 S. 43) zieht sich concentrisch um beide Apsiden östlich eine Mauer, westlich ein Säulengang herum, beide einen offenen, etwa 12 F. breiten Raum einschliessend, der als »*paradisus*«[2]) bezeichnet ist und dem viereckigen Säulenvorhofe der altchristlichen Basilica entspricht, und zwischen dem Westchor der Münsterkirche zu Essen und der zu derselben gehörigen Taufkapelle hat sich noch ein rechteckiger Säulenvorhof aus dem XI. Jahrh. erhalten, der ebenfalls unter dem Namen »*Paradies*« bekannt ist. Als einzig in ihrer Art in Deutschland ist die einen kleinen offenen Hof begrenzende gewölbte Halle aus dem XII. Jahrh. hervorzuheben, welche sich an der

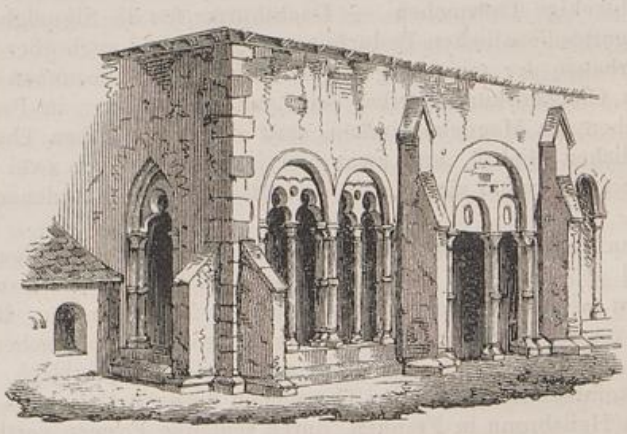


Fig. 26. Paradies der Klosterkirche zu Maulbronn (aus Leibnitz, Organisation der Gewölbe).

Westseite der Klosterkirche zu Laach befindet. Später, seit dem XII. Jahrh. erscheinen die Paradiese als mehr oder weniger geschlossene Vor-

1) »*Zwo vorlauben reiche zierten wol vor andern zwei der pforte*« (— an eine dritte Thür der Kirche schloss sich der Kreuzgang). Der jüngere Titurel 92. S. 378.

2) Der Ursprung des Namens Paradies für den offenen Vorhof der Kirche ist dunkel. Wenn es begründet ist, dass dieser eingehegte freie Platz ursprünglich mit Bäumen bepflanzt war, könnte man mit Bestimmtheit auf die Bedeutung von παράδεισος = Baumgarten, zurückgehen. Vgl. de Roisin, la Cathédrale de Trèves p. 51.

hallen vor den Kirchenportalen (St. Emmeram in Regensburg, Dom zu Goslar, Klosterkirchen zu Trebitzsch und Maulbronn etc.) und bilden seit dem XIII. Jahrh. zuweilen eigentliche Vorlauben, die sich nach den freien Seiten in Bogenstellungen öffnen (Stadtkirche zu Freiburg a. d. U., Dom zu Magdeburg). — Die Vorhalle (*atrium ecclesiae*) war wie in der alten Kirche, so noch in der karolingischen Zeit und später der Aufenthalt der Büsser und mit dem Asylrechte begabt. An diese Sitte scheint sich das s. g. Adam-Austreiben in Halberstadt, wo früher dem Westportale des Domes ein Paradies vorgebaut war, als eigenthümliche volksmässige Feier der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Garten Eden angeschlossen zu haben.[1]) Anderweitig wurden die Vorhallen der Kirchen zuweilen zu Gerichtsverhandlungen und regelmässig zur Vertheilung von Almosen benutzt.

Vorhallen unter dem Namen Paradies, in Westfalen corrumpirt Perwisch genannt, werden erwähnt in Aachen, Corvey, Erfurt, Essen, Halberstadt, Hildesheim, Hirsau, Laach, Magdeburg, Mainz, Maulbronn (schon im XIII. Jahrh. urkundlich unter diesem Namen), Münster, Nördlingen, Paderborn, Regensburg, Speier, Strassburg, Trier etc.[2])

24. Der Haupteingang (*valva*, die Flügelthür) der Kirche liegt in der Mitte der Westseite (Grundriss S. 35 *m*); Nebenthüren finden sich an Kreuzkirchen insgemein auch in der Front der Kreuzvorlagen.

Die alte Kirche hatte an der Westfront drei Eingänge — *janua trina* — (auch fünf bis sieben, wenn fünf Schiffe, wie zu St. Peter und St. Paul in Rom), eine Thür für das Mittelschiff, die anderen für die Seitenschiffe, welche Einrichtung nach dem Muster der französischen Kathedralen an den Domen von Cöln (hier auch an den Fronten des dreischiffigen Querhauses) und Strassburg beibehalten ist. — Dome mit Doppelchören müssen des mittleren Hauptportals entbehren, dessen Stelle dann aber (wie zu Bamberg) zuweilen ein Portal an einer Langseite der Kirche vertritt, während auf beiden Seiten der Apsiden Nebeneingänge angeordnet sind, auf dem Plane von St. Gallen und am Dom zu Trier neben der westlichen, an den Domen zu Mainz und Bamberg neben der östlichen Apsis. Die Anordnung von Thüren an der Ostseite der Kreuzarme in der Klosterkirche von Hersfeld (s. den Grundriss S. 45) ist eben so anomal wie die übermässige Ausladung der letzteren, hängt aber damit zusammen. — An Landkirchen findet sich häufig an der nach dem Pfarrhofe zu belegenen Seite des Chorraumes eine Nebenthür für den Geistlichen. — Seit Einführung des gothischen Bausystems pflegt an den Hauptportalen die eigentliche Thüröffnung durch einen Steinpfosten in zwei Abtheilungen getheilt zu sein. — Mit der Behauptung, dass die Kirchthür niedrig und enge sei (Matth. 7, 13. 14.), ist es nicht allzustrenge zu nehmen; die Breite und Höhe der Thür steht insgemein in

1) Vergl. Schmidt, Diss. de Adamo Halberstad. in die cinerum ex eccl. ejecto. Helmst. 1702. — Haber, Nachricht von der Domk. zu Halberstadt 1739. S. 31 f.
2) Vergl. Kreuser, Kirchenbau 1, 187 f.

richtigem stilgemässen Verhältnisse zu dem Gebäude; bei grösseren älteren Kirchen allerdings nur 6—10 F., bei den Domen des XIII. Jahrhunderts 14—16 F. lichte Breite der eigentlichen vertieft liegenden Thüröffnung, während sich die letztere umschliessende Bogenhalle nach aussen in grossartigster Weise noch sehr beträchtlich erweitert. — Bei Kirchen mit mehreren Thüren sind dieselben zuweilen durch besondere Namen unterschieden, unter denen der Name »*Brautthür*« und »*Ehethür*« (oft mit den Steinbildern der des Bräutigams harrenden klugen und thörichten Jungfrauen): Michaeliskirche in Braunschweig, Sebaldskirche und Lorenzkirche zu Nürnberg, Jacobikirche zu Rothenburg a. d. T., besonders häufig (und zwar an der Nordseite) wiederkehrt, indem die Trauungen in diesen Thürhallen statt zu finden pflegten. Der Dom zu Halberstadt hat eine »*Todtenthür*«, die Sebaldskirche zu Nürnberg eine »*Schauthür*«, eine »*Schulthür*« und eine »*Anschreibthür*«, das Münster zu Freiburg eine »*Segenthür*« und das Hauptportal von St. Stephan zu Wien heisst das »*Riesenthor*«. — Die rothe Thür des Doms zu Frankfurt a. M. führt diesen Namen, weil vor derselben Gericht gehalten wurde[1]; auch zu Magdeburg kommt im J. 1463 eine »*rote Thör*« als erzbischöfliche Gerichtsstätte vor.[2]

Anmerkung. In der älteren Zeit war die architektonische Ausstattung der Kirchthüren von der grössesten Einfachheit, und erst nachdem im XII. Jahrh. die Sculptur glänzende Fortschritte gemacht hatte, entfaltete sich seit dem folgenden Jahrhundert an den Portalen und namentlich am Hauptportale besondere Pracht durch reichen Steinbilderschmuck in Hoch- und Flachwerk an den schräg eingehenden, sich abstufenden Wandungen, an den diesen entsprechenden Deckbögen und in dem Bogenfelde über dem wagerechten Thürsturze. Solche Prachtportale sind die goldene Pforte des Domes zu Freiberg, die Fürstenthür des Domes zu Bamberg, die St. Gallenpforte des Münsters zu Basel, das Portal der Schottenkirche zu Regensburg, das Riesenthor von St. Stephan zu Wien, die Portale der Kirche des Cisterzienser-Nonnenklosters Tisnowitz und der Benedictinerkirche zu Trebitzsch in Mähren, sämmtlich aus dem XIII. Jahrh., das letztere zwar ohne Statuenschmuck, aber ausgezeichnet durch die reiche Fülle des Ornamentes; aus späterer (gothischer) Zeit die Portale der Münster zu Freiburg i. B. und Strassburg, der Lorenzkirche in Nürnberg u. a. m.

Der Verschluss der Thüren[3] bestand in der Zeit vom IX. bis XII. Jahrh. zuweilen aus kostbaren in Erz gegossenen Thürflügeln nach altchristlichen[4] und späteren byzantinischen Vorbildern, wie sich dergleichen, meist mit figürlichen Relief-Compositionen geschmückt, erhalten haben im Münster zu Aachen und am Dome zu Mainz (aus glatten Tafeln bestehend): an den Domen zu Hildesheim, Augsburg und Gnesen und an der Sophien-

1) Archiv für Frankf. Gesch. u. Kunst I. 3, 115.
2) v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises 1, 153.
3) Ueber die Entwickelung der Thürverschlüsse im M. A. vergl. Bock, F., in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von G. Heider etc. 1, 141 ff.
4) Eusebius (Hist. eccl. 10, 4 n. 17) sagt von den Thüren der Kirche in Tyrus: *παραπήγμασί τε χαλκοῦ σιδηροδέτοις καὶ ποικίλμασιν ἀναγλύφοις . . . φαιδρύνας.*

kirche zu Nowgorod (mit Reliefs). Aus den in Holzschnitzwerk ausgeführten, sehr alten Thüren von St. Maria in Capit. zu Cöln lässt sich folgern, dass auch dergleichen Arbeiten vorkamen, die sich des vergänglichen Stoffes wegen indess aus älterer Zeit nicht erhalten haben, und auch im späteren M. A. wohl nicht häufig waren; doch sind die geschnitzten Thürflügel des Domes zu Constanz, an St. Gereon in Cöln und bei den Kapuzinern zu Salzburg aus dem XV. Jahrh. zu nennen. Die Hauptzierde der Kirchthüren bestand seit dem XIII. Jahrh. in dem oft die ganze Fläche deckenden und allerlei stilgemässe Muster bildenden, zuweilen ausserordentlich kunstvollen Eisenbeschlag. Auch werden am Niederrhein (St. Victor zu Xanten, Kirche zu Calcar etc.) Thüren erwähnt, welche ohne allen Eisenbeschlag bloss aus mehrfach über einander gelegten Eichenbrettern bestehen, die durch quadratische und rosettenartige Unterlegungen verziert sind. — In der Klosterkirche zu Alpirsbach ist die Thür mit einer Rindshaut überzogen, wahrscheinlich (wie an der mit Pergament überzogenen Thür eines Wandschrankes im Dome zu Magdeburg) um das Reissen des Holzes zu verhindern.

Seit alter Zeit (Münster zu Aachen) war es üblich, an den Thürflügeln einen metallenen Löwenkopf anzubringen, welcher im geschlossenen Rachen den beweglichen Handring hält, der sowohl zum bequemen Heranziehen der schweren Thürflügel diente, als auch von Einlassbegehrenden als Klopfer benutzt werden konnte. Wenn ein Flüchtling, das Asyl der Kirche suchend, den Arm durch den Thürring gesteckt hatte, durfte er von seinen Verfolgern bei Strafe des Bannes nicht ergriffen werden. Mit Beziehung auf dieses Asylrecht soll über der Thür einer Kirche in Cöln die Inschrift gestanden haben: »*Hic stetit magnus reus*«.[1])

25. Die Fenster der Kirchen waren bis ins XIII. Jahrhundert klein, oft sehr klein, namentlich schmal; im späteren Mittelalter sind sie sehr gross, durch Steinpfosten in mehrere Abtheilungen getheilt und häufig mit Glasgemälden geschmückt.

Die Kirchen mit niedrigen Seitenschiffen haben im Langhause zwei Fensterreihen, eine für die Abseiten im Untergeschoss, die andere für das Hauptschiff im Obergeschoss, welche letztere Reihe (die Oberlichter) sich an den Kreuzarmen und an den Chorwänden fortsetzt. Die Zahl der Fenster des Langhauses correspondirt regelmässig mit der Zahl der die Schiffe scheidenden Bogenstellungen, und zwar nicht bloss in den Gewölbebauten, wo dazu das System schlechthin nöthigte, sondern auch in den Kirchen mit Balkendecke, aus richtigem Gefühl für das Ebenmaass; doch brachte man, um dem Inneren mehr Licht zu geben, zuweilen letzteres zum Opfer und vermehrte die Zahl der Oberlichter: die Klosterkirche zu Gernrode z. B. hat bei 4 Arkaden 7 (kleine und sehr hoch stehende) Oberlichter, die Klosterkirche zu Breitenau in Hessen 7 Arkaden und 8 Fenster, die Dominicanerkirche zu Eisenach über den 5 westlichen Arkaden 7 Fenster, St. Michael in Hildesheim 9 Arkaden und 10 Fenster, die Klosterkirche zu Jerichow 5 Bogenstellungen und

1) Lenoir, Architecture monastique 2, 80.

6 Fenster.[1]) Kirchen mit runden Apsiden haben in diesen ein bis drei Fenster (selten in zwei Reihen übereinander), ebenso die platt schliessenden in ihrer geraden Ostwand; beim polygonischen Schluss entspricht die Zahl der Fenster den Seiten des Polygonabschnittes. — Hallenkirchen haben regelmässig nur eine Fensterreihe; Ausnahmen sind aus der Frühzeit höchst selten (Elisabethkirche in Marburg), aus dem spätesten Mittelalter häufiger (Schlosskirche zu Wittenberg etc.): hier aber gehören die oberen Fenster zu den Emporen, deren zum Theil mehrere übereinander angebracht sind. — Mit Ausnahme der oft rechteckigen Fensteröffnungen in den Holzbauten (s. oben S. 25) sind die Kirchenfenster stets überwölbt, bis ins XIII. Jahrh. halbkreisförmig, später spitzbogig. An den Giebelfronten findet sich schon frühzeitig häufig ein Rundfenster angeordnet, und im XIII. Jahrh. kommen in der Rheingegend oft seltsame phantastische Fensterbildungen (fächerartig, mit kleeblattförmigem Sturz etc.) und weiter verbreitet auch Rundfenster an den Langseiten der Kirchen vor.

Die Kleinheit der früh-mittelalterlichen Kirchenfenster, welche etwa von 1150—1250 besonders in Norddeutschland das äusserste Maass schmaler Schlitze erreicht, scheint mit der damaligen Seltenheit und Kostspieligkeit des Tafelglases mehr oder weniger zusammengehangen zu haben. Praktische (nicht symbolische) Rücksichten trugen auch wohl dazu bei, dass man zuweilen (wie in der spätgoth. Mönchenkirche zu Jüterbog) besonders bei Landkirchen (z. B. im Samlande, aber auch südlich: zu Unterknöringen bei Burgau in der Diöces Augsburg) an der Mitternachtsseite der Kirchen gar keine Fenster anbrachte, und den Dom zu Frauenburg nördlich mit schmäleren Fenstern ausstattete, als an der Südseite. Die alte, allerdings nur 56 F. lange Peterskirche zu Lindau soll ursprünglich nur ein Fenster, in der Apsis, gehabt haben.

Zwar sprechen schon Lactantius (de Opificio Dei 8: »*fenestrae vitro obductae*«) und Hieronymus (zu Ezech. 41, 16: »*fenestrae, non speculari lapide nec vitro, sed lignis interrasilibus clausae*«) im IV. Jahrh. von Glasfenstern[2]), aber dieselben blieben von da ab das nächstfolgende halbe Jahrtausend hindurch eine grosse Seltenheit, indem die Fenster der alten italienischen Kirchen entweder mit dünnen, von symmetrischen Oeffnungen durchbrochenen Marmorplatten ausgesetzt oder mit durchscheinenden Tafeln aus Spat geschlossen wurden: »*fenestrae gypseae*«, und selbst noch der (als Victor III. 1087 gestorbene) Abt Desiderius von Monte casino liess in den beiden von ihm neu erbauten Kirchen nur die Hauptfenster mit in Blei gefassten Glastafeln versehen, die Fenster der Seitenschiffe dagegen noch mit Spat.[3]) Es war daher in Deutschland die Klosterkirche von Tegernsee gegen das Jahr 1000 sicherlich nicht die einzige, deren Fensteröffnungen bis dahin mit Tüchern (»*veteribus pannis*«) verhängt waren und damals zuerst, und zwar buntfarbig (»*per dis-*

1) Vergl. Schnaase, in der Zeitschr. für Bauwesen. 1862. Sp. 132.

2) Vergl. Wackernagel, W., die deutsche Glasmalerei S. 17 ff. — Documents historiques sur le verre, in den Mémoires de l'Acad. de Metz. 1849—50. p. 203—294.

3) Leo Ostiensis 3, 29 u. 34.

coloria picturarum vitra«) verglast wurden.[1]) Schon früher unter Abt Liuthar (934—949) scheint Reichenau aus kleinen Rundscheiben zusammengesetzte Glasfenster erhalten zu haben.[2]) Zu Anfang des XI. Jahrh. war im Kloster Tegernsee eine Glashütte thätig, die den sich drängenden Bestellungen kaum zu genügen vermochte.[3])

26. Das Dach der Kirche war im frühern Mittelalter meist mit Holzschindeln, später mit Metall oder Stein gedeckt. Von der anscheinend altchristlichen Sitte, das Sparrwerk des Daches (mit Hinwegfall des Bodenraumes) nach innen frei und sichtbar zu lassen, findet sich im deutschen Mittelalter keine Spur: bis ins XIII. Jahrhundert haben die meisten Kirchen getäfelte Holzdecken (*laquearia*), und später wird die Steinwölbung (*opus ogivale*) eben so zur Regel, wie sie früher Ausnahme war. — Die Construction des Dachstuhls namentlich an den gewaltigen Satteldächern grösserer spätmittelalterlicher Hallenkirchen verdient wegen ihrer Kühnheit und Solidität volle Anerkennung.

Die Bedachung des Langhauses ist das Satteldach, dessen schräge Flächen in die Nord- und Südfaçade fallen; es wird von dem gleich hohen Dache des Querhauses, das mit seinen Giebeln Front macht, über der Vierung durchkreuzt, so dass also die schrägen Dachflächen desselben gen Ost und West fallen. Die Seitenschiffe haben entweder lange Pultdächer, deren schräge Fläche sich an die Seitenwände des Hochschiffes unterhalb der Fenster desselben anlehnt (Dome zu Naumburg, Halberstadt, Freiburg i. B., Ulm etc.), oder die einförmige lange Linie ist dadurch vermieden, dass die Aussenwände der Abseiten je nach der Anzahl der Hauptgewölbeabtheilungen des Innern (Traveen, Joche) in einzelne Giebelwände zerlegt sind, die jede ihr besonderes Dach haben, dessen schräge Flächen nun nicht in die Façade, sondern seitwärts fallen (Dom zu Magdeburg etc.). An den Domen zu Mainz und Cöln sind die über den einzelnen Gewölbejochen der Seitenschiffe errichteten Dächer an der Giebelseite abgewalmt. Die Apsiden oder polygonen Chorschlüsse sind mit kegelförmigen oder Walmdächern versehen; ebenso die kleinen Conchen am Querhause und am Schlusse der Seitenschiffe, wie die sich um den Chorschluss reihenden polygonen Kapellen (Dom zu Cöln); doch nicht immer, da auch eine Pultdachbedeckung derselben vorkommt (Dom zu Schwerin etc.) — Der Zwischenbau endlich wird verschieden behandelt:

---

1) Pez, Bern., Thesaurus anecdot. VI. 1, 122; vgl. Oberbayersches Archiv 1, 30.

2) So, und nicht von runden Fensteröffnungen sind wohl die Verse zum Preise jenes Abtes in der Reichenauer Hs. 126 zu Karlsruhe (v. Aufsess, Anzeiger etc. 1833. Sp. 254) zu verstehen:

»*Hasce fenestellas jussit formare rotundas*
Abbas praeclarus, nomine Liutharius;
Antea nam tenebris domus haec fuscata manebat,
Nec dederat domino lumina clara suo.«

3) Wackernagel a. a. O. S. 22 u. 135.

wenn die Giebelwände desselben gegen die Thurmmauern lehnen (Kirche zu Gernrode, Klosterkirche zu Jerichow etc.), schliessen Vorder- und Rückwand in wagerechter Linie ab, und das Dach erscheint als Satteldach oder (wie am Strassburger Münster) als Plattform; wenn dagegen die Stirnwände, dem Aufstreben der flankirenden Thürme entsprechend, in Giebeldreiecken endigen, fallen die schrägen Dachflächen nach den Thurmseiten (Dome zu Merseburg, Halberstadt, Magdeburg etc.). — Kirchen mit gleich hohen Schiffen sind entweder mit einem colossalen Satteldache gedeckt, zu dessen Dachstuhl das Holz ganzer Wälder verbraucht wurde[1]), oder es finden sich drei Paralleldächer, den drei Schiffen entsprechend (Essen), oder die Seitenschiffe haben auch hier, der Zahl der Joche entsprechend, einzelne Giebeldächer, welche in das Dach des Mittelschiffes einschneiden (Dome zu Paderborn, Wien, Merseburg etc.); die Liebfrauenkirche zu Bremen hat über ihrem dreischiffigen Langhause durchgehende parallele Querdächer.

Die Anwendung hölzerner Dachschindeln (*tegulae fissae*) erklärt die vielen Kirchenbrände des Mittelalters: es giebt kaum einen Dom, der nicht mehrmals ein Raub der Flammen geworden wäre. — Bleibedachungen kommen schon frühzeitig vor, aber nur bei ausgezeichneteren Gebäuden (wie beim Münster zu Aachen um 800); das theure Kupfer blieb selten und wurde wohl nur zu Thurmdächern benutzt. Abgesehen von Schieferdächern ist auch die Verwendung anderer Steinplatten (z. B. auf dem Chorumgange des Domes in Magdeburg) nicht häufig; der Dom zu Prag wurde 1276 »*tegulis lapideis*« gedeckt.[2]) Die aus Ziegeln erbauten Kirchen wurden auch mit Ziegeln gedeckt: Hohlziegel, volksmässig »*Mönch und Nonne*« genannt; auch ∼förmige, s. g. Fittigziegel; die jetzigen Breitziegel (Bieberschwänze) erscheinen als neuere Erfindung. Die ersten Dachziegel (*lateres ad tegulam*) in Sachsen hat Bischof Bernward von Hildesheim um das J. 1000, und zwar nach eigener Erfinduug (»*nullo monstrante*«) verfertigt.[3]) Geringe Landkirchen waren oft nur mit Rohr oder Stroh gedeckt, und es finden sich selbst heute noch (in Meklenburg, Preussen etc.) einzelne Beispiele davon.

27. Der Fussboden der meisten mittelalterlichen Kirchen ist jetzt mit Grabsteinen belegt, wo nicht neue Bedeckungen mit Fliesen stattgefunden haben. Ursprünglich war die römische Sitte der Musivfussböden auch in die christliche Basilica übergegangen, und noch das frühere Mittelalter pflegte dergleichen Buntpflaster, das nicht bloss in Teppichmustern, sondern selbst in eigentlich malerischen Darstellungen bestand, häufig anzuwenden. Später, etwa seit dem Ende des XII. Jahrhunderts fanden Ziegelplatten mit eingelegten

1) Der ungeheure fast 80′ hohe Dachstuhl über der 336′ langen und 128′ breiten Münchener Frauenkirche von 1488 erforderte das Holz von 140 Flössen, das Floss zu 15—16 Bäumen gerechnet.

2) Fiorillo, Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland I, 115.

3) Ebd. S. 79.

Mustern weit verbreitete Anwendung. In einfachen Gebäuden und in Landkirchen genügte gewöhnlicher Estrich. [1])

Der gegenwärtige Fussboden in vielen alten Kirchen liegt höher als der ursprüngliche, woher es kommt, dass die Fussgesimse der Pfeiler und Säulen oft verdeckt sind, wie in der Klosterkirche zu Drübeck etc. Nachgrabungen in dem uralten Kerne des Domes zu Trier haben ergeben, dass der älteste römische Fussboden 6 F., ein späterer aus dem VI. Jahrh. 4 F. und ein dritter aus dem XI. Jahrh. $1^1/_2$ F. tief unter dem im XVII. Jahrh. gelegten modernen Pflaster liegt. [2]) — In der Martinskapelle zu Freising entdeckte man den ursprünglichen Fussboden unter einer Aufschüttung von fast 7 Fuss.

Bruchstücke eines ehemals im Chore des Domes zu Hildesheim befindlich gewesenen Mosaikfussbodens mit biblischen und allegorischen Darstellungen werden in der Laurentiuskapelle des Domes aufbewahrt [3]); andere Ueberreste finden sich im Dom zu Chur, auch in St. Gereon zu Cöln, und in den Kirchen zu Laach und Sponheim ein Buntpflaster aus verschieden gefärbten kleinen Ziegelplatten. — Der Cisterzienser Bernhard von Clairveaux [4]) im XII., und die *Acta Mediolanensia* [5]) im XVI. Jahrh. erklärten sich gegen Musivbilder heiliger Gegenstände im Pflaster, wo sie mit Füssen getreten würden. Statt solcher figürlichen Darstellungen, deren Technik (*Opus tesselatum*) diesseits der Alpen seit dem XII. Jahrh. überhaupt gänzlich ausser Uebung gekommen zu sein scheint, wurden später Pflasterungen sehr beliebt, welche aus figurirten, meist glasirten Backsteinplatten von 4—6 Z. im Quadrat bestanden, auch rautenförmig oder rund vorkommen, und Teppichmuster bildeten. [6]) Dergleichen Fuss-

1) Ueber die verschiedenen Pflaster-Mosaiken des M. A. vergl. Decorde, Pavage des églises dans le pays de Bray. Paris 1858. Vergl. auch Reichensperger, A., Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchl. Kunst. S. 49.

2) de Roisin, la Cathédrale de Trèves p. 35 et 105.

3) Vergl. Piper, Ferd., Mythologie der christl. Kunst 2, 700. Ein Medaillon dieses Musivbodens stellt sogar die h. Dreieinigkeit (als ein dreifaches Gesicht) dar; der h. Bernhard hatte also Grund zu seiner Polemik.

4) Ep. ad Wilhelmum Abb. (Opp. 1, 544): At quid saltem sanctorum imagines non venerentur, quibus utique hoc ipsum, quod pedibus conculcatur, nitet pavimentum; saepe spuitur in os angeli, saepe alicujus sanctorum facies calcibus tunditur transeuntium. Et si non sacris imaginibus, cur vel non parcitur pulchris coloribus? Cur decoras, quod mox foedandum est? Cur depingis, quod necesse est conculcari?

5) Instruct. fabricae eccles. p. 469: In pavimento neque pictura neque sculptura crux exprimatur, nec vero praeterea alia sacra imago etc. — Kreuser, Kirchenbau 1, 219.

6) Abbild. von Mosaikziegeln: Lisch, G. C. F., Blätter zur Gesch. der Kirchen zu Doberan und Althof (Separat-Abdruck aus Jahrg. XIX. der Jahrb. des Vereins für meklenb. Gesch.) S. 11—25. und v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 28 ff. u. 74. — Milde, C. J., Denkm. bild. Kunst in Lübeck 1848, Heft 2. — Verhandl. des Vereins für Kunst u. Alterth. in Ulm u. Oberschwaben, 2. Bericht 1844, S. 17; 9. u. 10. Bericht, S. 54; 14. Bericht mit 21 Tafeln in Buntdruck. — Correspondenzbl. des Gesammtvereines etc. VI. Jahrg. 1858, S. 29. u. 67. — Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Dr. G. Heider etc. 2, 170. — Ernst, L., u. Oescher, L., Baudenkm. d. M. A. in Oesterreich Heft 3 Taf. 1. — Essenwein, A., Norddeutschlands Backsteinbau Taf. XXIV. 12. — Derselbe, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1862. 7, 48 ff. — Christl. Kunstbl. 1862, S. 138 ff.

böden, die sich nur in Bruchstücken erhalten haben, finden sich in England, Frankreich, Skandinavien und im Gebiete des nord- und des süddeutschen Ziegelbaues vor. Die Platten sind roth oder porphyrartig dunkelfarbig; die Muster wurden vor dem Brennen mit geschnitzten Formen eingedrückt und dann mit einer hellfarbigen, gewöhnlich gelben Thonerde oder Harzmasse ausgefüllt (oder auch umgekehrt: die Ziegel hell und das Muster dunkel); sie kommen in den verschiedenen Ländern zuweilen in völliger Uebereinstimmung vor, was auf gemeinschaftlichen Ursprung (vielleicht aus England) hindeutet. Besonders sind es Thiergestalten, die sich wie in Frankreich und England, so auch in Norwegen (Klosterkirche zu Hovedöe) und Meklenburg (Kapelle zu Althof, Klosterkirche zu Doberan) ganz in derselben Weise vorfinden. — Bei frei erfundenen Arabeskendessins wird das vollständige Muster immer aus je vier zusammengehörigen einzelnen Platten gebildet, die, wenn die Zeichnung danach eingerichtet war, in höchst praktischer Weise beliebig an einander gelegt werden konnten. Zu den ältesten und schönsten dieser

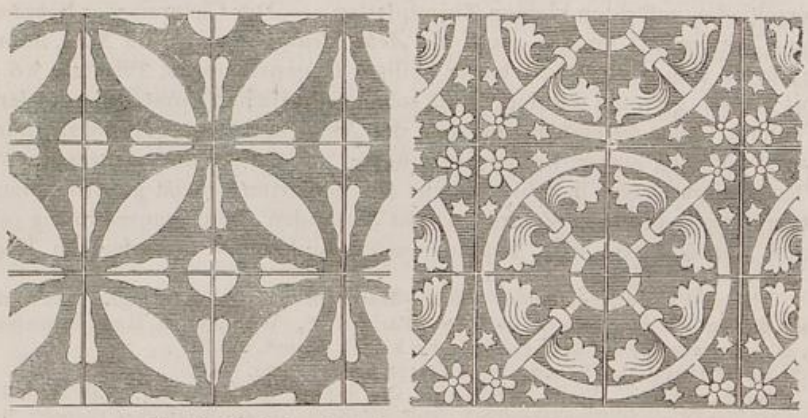


Fig. 27. Fussbodenplatten in Ammensleben (nach v. Quast).

Gattung gehören die Platten, welche sich in der südlichen Nebenapsis der Klosterkirche zu Ammensleben im Magdeburgischen erhalten haben. — Der Raum hinter dem Altare der Kirche zu Pechüle bei Treuenbrietzen ist mit kleinen kreuzförmigen Ziegelsteinen belegt.

Bei den im Laufe der Zeit in den Kirchen immer häufiger gewordenen Begräbnissen wurden die alten Buntpflaster nach und nach zerstört, und Leichensteine traten an deren Stelle.

Anmerkung. Die bereits in heidnisch-antiken Mosaikfussböden (z. B. in den Salzburger Mosaiken des Museums zu Wien) vorkommenden Labyrinthe[1]) gingen schon frühzeitig in die christlichen Kirchen (z. B. in der Basilika des Reparatus zu Orleansville in Algerien, V. Jahrh.) über,

1) Ueber die Labyrinthe oder Jerusalemswege vergl. Didron, Annales archéol. 14, 268 u. 17, 124 sqq.; de Caumont, Abécédaire 1 (4. éd.) p. 445 sqq.; Gailhabaud, die Baukunst etc. Bd. V. Taf. 13 u. 14; Kreuser, der christl. Kirchenbau 1, 219.

blieben auch im M. A. beliebt und haben sich in Frankreich mehrfach, in Deutschland anscheinend nirgends mehr erhalten, da das Labyrinth in St. Severin zu Cöln in neuerer Zeit zu Grunde gegangen ist. Diese, gewöhnlich im Hauptschiffe, zuweilen beim Eintritt ins Querhaus angebrachte, eigenthümliche Fussbodenverzierung kommt in quadratischer, runder oder achteckiger Form vor, und die concentrischen Irrgänge derselben sind durch Steinchen von zwei verschiedenen Farben als »*pavimentum sectile*« dargestellt. Der Name Chemins de Jérusalem (Jerusalemswege) scheint erst von den französischen Archäologen dafür erfunden zu sein, weil das christliche Volk seit den Kreuzzügen (wie nachweislich zu Rheims um 1240) das Durchwandeln dieser Irrgänge unter gewissen Gebeten als Ersatz für eine Pilgerreise nach Jerusalem zu betrachten pflegte, wozu die an das heilige Grab erinnernde Centralform der Labyrinthe die Veranlassung gewesen sein mag. Im Dome von Chartres wurde das Labyrinth gemeiniglich »*Lieue*« genannt, weil man auf den Knieen rutschend eine Stunde Zeit gebrauchte, um bis in die Mitte zu gelangen: die Schlangenwindungen desselben waren 668 F. lang. — Dass übrigens nicht bloss die Darstellung selbst, sondern auch der Name Labyrinth sich aus der heidnischen Kunst ins Mittelalter fortgepflanzt hatte, ist erwiesen. [1])

Fig. 28. Labyrinth aus der Pfarrkirche zu St. Quintin (nach Crosnier).

28. Emporen (provinziell Emporkirchen, Porkirchen, auch Priechen oder Chöre genannt), in der morgenländischen Kirche für das weibliche Geschlecht seit den ältesten Zeiten allgemein üblich, kommen im Abendland, abgesehen von einigen den byzantinischen Typus befolgenden Centralbauten, zunächst nur in den Kirchen von Frauenklöstern vor, wo sie, dem vorhandenen Bedürfnisse eines völlig abgesonderten Raumes für die Schwestern entsprechend, seltener über den Seitenschiffen, gewöhnlich als Nonnenchöre am Westende des Mittelschiffes über der Vorhalle, als ein sich über einer Brüstung in Bogenstellungen öffnendes Obergeschoss angeordnet sind. In anderen Fällen ist der Zweck dieser vom XI. bis XIII. Jahrh. sehr häufigen Emporen nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen; doch darf man, wo sie in den Kirchen von Mönchsklöstern vorkommen, mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie für weibliche Kirchenbesucher dienten, oder, wenn mit dem Mönchskloster ein besonderer Nonnenconvent verbunden war, den Schwestern als abgeschlossenes Oratorium (Bet-

1) Nach Didron findet sich in Lucca auf einen Stein gravirt die Zeichnung eines Labyrinths von 1½ F. D. mit der Majuskel-Beischrift:

Hic quem Creticus edit Dedalus est laberintus,
De quo nullus vadere quivit, qui fuit intus,
Ni Theseus gratis Adriane stamine jutus.

chor) überwiesen waren. — Der Einbau vorspringender Bühnen zur Aufstellung der Orgel (Orgelchöre) wurde erst später gebräuchlich, und die Einrichtung durchgehender Emporen (Mannchöre) in manchen Hallenkirchen des XVI. Jahrhunderts scheint vorzüglich auf die Zwecke des Predigtgottesdienstes berechnet zu sein.

In dem nach byzantinisch-ravennatischem Muster errichteten karolingischen Centralbau des Aachener Münsters war die ringsumlaufende Empore (*solarium*), auf welcher dem Altare gegenüber der Stuhl des Kaisers steht, für die Hofgemeinde bestimmt: eine Einrichtung, die auch in späteren Schlosskapellen (s. oben S. 21.) wiederkehrt, und vermuthlich die Veranlassung dazu war, dass Kugler, der das Verdienst hat, auf die in der romanischen Periode so häufig vorkommende Anordnung einer westlichen Empore über der Vorhalle zuerst hingewiesen zu haben, dieselben (Kunstgesch. 2. Aufl. S. 472) als unzweifelhaft zum Aufenthalte vorzüglich angesehener Besucher (namentlich etwa der kaiserlichen Familie) bestimmte Logen bezeichnete, während es doch, wie spätere Ergebnisse darthaten, grösstentheils Nonnenchöre sind: so in den Kirchen der Frauenklöster zu Essen, Maria auf dem Capitol zu Cöln, zu Ottmarsheim, Gernrode, Quedlinburg, Drübeck, Gandersheim, St. Moritz in Hildesheim, Fröndenberg a. d. Ruhr, Oesede bei Osnabrück, Asbeck im Münsterlande, Dom zu Gurk etc. Besonders bei den Cisterzienser- und Prämonstratensernonnen dehnen sich diese Emporen zuweilen sehr weit nach Osten aus und theilen selbst das ganze Kirchenschiff in zwei Etagen, deren obere für die Schwestern, die untere für das Volk bestimmt war: St. Thomas a. d. Kyll, Altenberg a. d. Lahn, Neuendorf in der Altmark, Hecklingen bei Stassfurt, Wienhausen a. d. Aller (hier mit noch erhaltener liturgischen inneren Einrichtung), Lünen bei Lüneburg, Mühlberg, Langenhorst in Westfalen, Gnadenthal bei Schwäbisch-Hall etc. — Von der Bestimmung der Emporen in Mönchsklöstern für weibliche Kirchenbesucher finden sich schon aus der Zeit der byzantinischen Oberherrschaft in Rom zwei Beispiele: S. Lorenzo vom Ende des VI., und S. Agnese vom Anfange des VII. Jahrhunderts, beide ausserhalb der Mauern bei den Katakomben belegen, und mit einer Langseite gegen einen Hügel gelehnt, von welchem aus die Frauen ihren besonderen Eingang zu den Emporen hatten, in strenger Geschiedenheit von den Mönchen des Klosters.[1]) Nach Analogie dieser Einrichtung liegt die Vermuthung nahe, dass die in deutschen Mannsklöstern zuweilen vorkommenden Emporen denselben Zweck hatten; wie z. B. in St. Michael zu Hildesheim, wo die in den Kreuzvorlagen angeordneten Emporen wohl sicherlich für die Frauen bestimmt waren, deren zwar nach den alten Statuten nur sieben bejahrte als Nonnen sollten aufgenommen werden dürfen, während jedoch gegen das Jahr 1247 eine solche »*multitudo monialium*« vorhanden war, dass die Einkünfte des Klosters nicht mehr ausreichen wollten, welches überdies durch das Zusammenwohnen beider Geschlechter seinen Ruf gefährdet hatte.[2])

1) Lenoir, Architecture monastique 1, 108 u. 169.
2) Chron. Monast. St. Michaelis in Meibom, Rer. Germ. 2, 520.

Gleiches gilt von dem westlichen Emporenbau in dem Augustinerstifte Fredelsloh bei Eimbeck, wo nach einer Urkunde von 1155 mit dem Con-

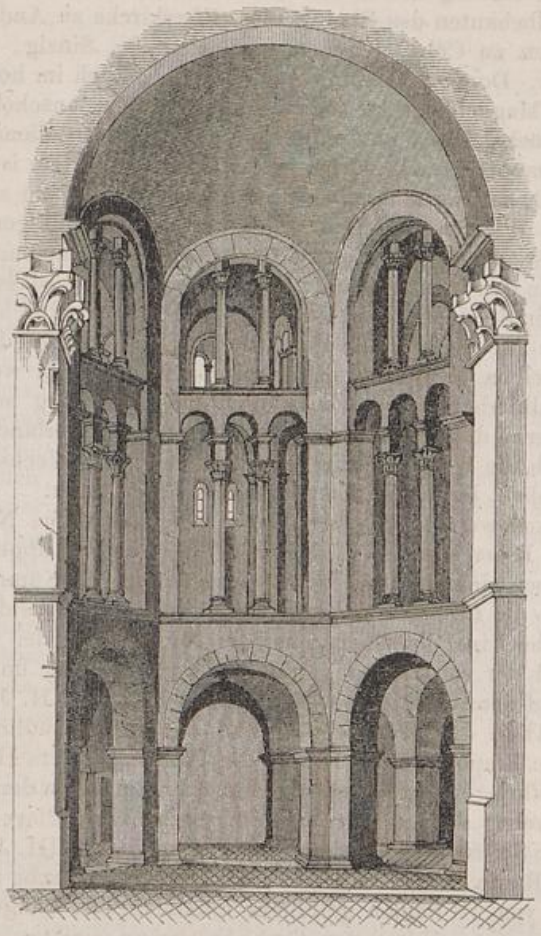


Fig. 29. Westlicher Nonnenchor im Münster zu Essen (nach v. Quast).

vente der Brüder ein »*magnum et religiosum sororum collegium*« vereinigt war. [1]) Auch mit den thüringischen Benedictinerklöstern Paulinzelle, Bürgelin, Vessera und mit Huyseburg bei Halberstadt waren Nonnenconvente verbunden, und in allen diesen Kirchen sind westliche Emporen nachgewiesen; ebenso könnten die in der Kirche auf dem Petersberge bei Halle a. d. S. im Altarhause angeordneten Emporen für die in dieses Augustinerstift aufgenommenen Schwestern bestimmt gewesen sein. [2]) Emporen, welche sich über den ganzen Raum der Seitenschiffe erstrecken,

1) Grotefend, C. L., in: die mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens etc. 2, 48.
2) Lepsius, C. P., Histor. Nachricht vom Augustiner-Kl. St. Moritz zu Naumburg. S. 114.

scheinen nur in Frauenklöstern des X. bis XII. Jahrhunderts vorgekommen zu sein: Essen (ehemals), St. Ursula in Cöln, Gernrode, St. Georg in Prag; zu Anfang des XIII. Jahrh. findet sich diese Anordnung in vielen Gewölbebauten des Rheinlandes (Pfarrkirche zu Andernach, Maria in Lyskirchen zu Cöln, Kirchen zu Bacharach, Sinzig, Heimersheim, Linz, Erpel, Dom zu Limburg a. d. L. etc.), auch im hohen Chore des Domes von Magdeburg (der sogen. Bischofsgang), anscheinend aus constructiven Rücksichten, und ohne dass über die gottesdienstliche Bestimmung der Emporen etwas nachgewiesen wäre. Letztere ist ebenfalls unbekannt in Beziehung auf die z. B. im sogen. alten Dom zu Regensburg, mehrfach in Westfalen und in vielen älteren einschiffigen Landkirchen Böhmens (St. Jacob, Podvinez, Tetin etc.) vorkommenden westlichen Emporen, die den Nonnenchören auch darin gleichen, dass auf ihnen zuweilen (wie in St. Jacob) ein Altar befindlich war, wodurch sich dieselben als Betchöre für die Familie der Stifter charakterisiren dürften. [1]) Die völlig demselben Typus entsprechenden Emporen am westlichen Ende der Hospitalkirchen zu Salzburg und Klosterneuburg sollen mit dem Oberstockwerke der anstossenden Spitalgebäude in Verbindung gestanden haben. Auch die Wolfgangskirche zu Kirchberg am Wechsel vom Schluss des XIV. Jahrh. hatte eine Emporenanlage in Westen.

Bemerkenswerthe Emporenanlagen: der westliche Nonnenchor des Münsters zu Essen aus dem X. Jahrh. (Fig. 29), ein Halbpolygon mit zwei Emporen über einander und zwei nischenförmigen Kämmerchen neben der oberen; die Emporen in den Kreuzvorlagen der beiden Querschiffe von St. Michael in Hildesheim aus dem XI. Jahrh.; der westliche Nonnenchor und der von Säulen getragene Emporumgang im Kreuzbau von St. Maria auf dem Capitol in Cöln aus dem XI. und XII. Jahrh.; die den westlichen Theil des Mittelschiffes und das ganze südliche Seitenschiff einnehmende Empore in der Kirche des Nonnenklosters Hecklingen, ein dem XIII. Jahrh. entstammender malerischer Einbau in der im XII. Jahrh. erbauten Kirche; die das Rechteck der sogen. alten Pfarr in Regensburg an allen vier Seiten umgebenden Emporen aus dem XIII. Jahrh.; die den gesammten Raum des hohen Chores der Katharinenkirche zu Lübeck einnehmende, von 16 Säulen getragene romanisirend-frühgothische grossartige Empore. — Unter den Orgelbühnen sind zu nennen die im Münster zu Strassburg, in St. Stephan zu Wien etc.; als Mannchöre zu erwähnen die Emporen in der Annakirche zu Annaberg (reich mit Sculpturen geschmückt), in der Marienkirche zu Halle a. d. S., in der Schlosskirche zu Wittenberg, letztere sämmtlich aus dem XVI. Jahrhundert.

Anmerkung. Von den älteren eigentlichen Emporen über den Seitenschiffen der Kirchen, die zur Aufnahme eines Theiles der Gemeinde bestimmt waren, sind zu unterscheiden die seit dem XIII. Jahrh. in reicher ausgestatteten Kirchen (Münster zu Basel, St. Sebald in Nürnberg, Dom zu Limburg an der L., Dome zu Cöln, Strassburg, Regensburg, Prag, Barbara-

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1857. 2, 157.

kirche in Kuttenberg, Marienkirche in Stargard etc.) über den Arkadenbögen und unterhalb der Oberlichter in der Mauerstärke angebrachten, ein Mittel-

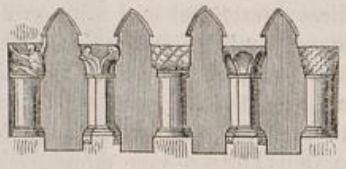


Fig. 30. Triforium zu St. Sebald in Nürnberg (nach Kallenbach).

geschoss bildenden Galerien (Laufgänge), die einerseits zur Belebung der Wandfläche dienen, andererseits zu einer leichteren Communication nach allen Theilen des Gebäudes nutzbar sind. Nach dem Vorgange der englischen Archäologen werden diese Galerien gewöhnlich Triforium (d. i. Dreiöffnung) genannt, weil sie sich in mindestens drei, gewöhnlich aber mehreren, in Gruppen zusammengeordneten kleinen Bogenstellungen nach dem Innern der Kirche öffnen; äusserlich sind sie zuweilen (Dom zu Cöln) mit Fenstern versehen, wenn die Dachconstruction der Seitenschiffe solches gestattet. [1]) Seltener sind altanartig vortretende Galerien am Fusse der Fenster (Chor von St. Lorenz in Nürnberg), sehr häufig aber schmale Gänge auf Mauerabsätzen (Mönchsgänge) zu dem Zwecke, um, besonders bei Reparaturen, mit Leichtigkeit zu allen Theilen des Gebäudes gelangen zu können (Liebfrauenkirche zu Trier). Aehnliche Bewandtniss hat es meistentheils mit den äusserlich angeordneten Galerien; doch haben diese, namentlich wenn sie als Altane über Portalen angebracht sind (Lorenzkirche in Nürnberg, Marienkirche zu Mühlhausen in Th.) auch gottesdienstliche Zwecke: Vorzeigung von Reliquien etc.

29. In Klöstern und Stiftskirchen schliesst sich an eine Langseite der Kirche (von *V* nach *S* des Grundrisses S. 35), mit derselben in Verbindung stehend, der Kreuzgang (*ambitus*) [2]): ein gewöhnlich aus vier Bogenhallen bestehender Umgang, welcher einen freien viereckigen Raum, den Klosterhof oder Gottesacker (*coemeterium contiguum*), umschliesst, und sowohl zu Grabstätten benutzt wurde, als für Processionen und zum Lustwandeln der Mönche diente. Der Kreuzgang, der in einem obern Stockwerke die Mönchswohnungen enthält, vermittelt die Communication mit den anstossenden Klostergebäuden.

Der Name »*Kreuzgang*« wird von Einigen zwar von der fast stets angewendeten Ueberdeckung mit Kreuzgewölben abgeleitet, von Anderen

1) Schnaase, Gesch. der bild. Künste IV. 1, 232; Kugler, Gesch. der Baukunst 3, 9.

2) Bei den Karthäusern heisst der Kreuzgang *Galilaea*; s. unten den Anhang zu diesem Abschnitte über die baulichen Einrichtungen der Klöster.

dagegen mit grösserer Wahrscheinlichkeit auf die Bestimmung für Processionen (Kreuzgänge, weil ein Kreuz vorausgetragen wird) bezogen.

Die Lage des Kreuzganges ist gewöhnlich südlich von der Kirche [1]) (gegen Norden von dieser geschützt und mit sonniger Lage des rings umschlossenen Rasenplatzes), wie er bereits auf dem Plane von St. Gallen (S. 28.) sich angegeben findet als ein bedeckter Gang (*porticus*) mit hohen Rundbögen (*arcus*) und vier Thüren, welche sich nach dem freien Platze, der hier nicht der Friedhof ist[2]), öffnen. In der Mitte dieses freien Raumes, zu welcher von den Thüren vier einander sich im rechten Winkel durchkreuzende Pfade (»*quatuor semitae claustri per transversum*«) führen, steht auf einem quadratischen, von Fusswegen umgebenen Rasenplätzchen ein Sefibaum (*savina*). — Die Anlage des Kreuzganges westlich von der Kirche, wie sie bei St. Gereon und Maria auf dem Capitol zu Cöln, auch am Dome zu Paderborn vorkommt, ist eine wohl lediglich in localen Verhältnissen begründete Ausnahme. Die einzelnen Bögen der Kreuzgänge sind entweder als ganz offene Schwibbögen behandelt und nur durch eine Brüstungswand vom Gottesacker getrennt (Dom zu Merseburg etc.) oder als Fensteröffnungen, zwar mit Stab- und Maasswerk gefüllt (Dome in Trier und Magdeburg, Minoriten in Cöln etc.), aber gewöhnlich ohne Verglasung; (mit Glasfenstern geschlossen z. B. im Stifte Heiligenkreuz). Der älteste Kreuzgang (etwa vom Ende des XI. Jahrh.) hat sich in dem Nonnenstift auf dem Nunberge in Salzburg erhalten; zu den grössesten und prachtvollsten Kreuzgängen aus älterer Zeit gehören die im Liebfrauenkloster zu Magdeburg, beim Dome zu Trier, beim Grossmünster zu Zürich, neben der Stiftskirche zu Aschaffenburg, bei St. Emmeram in Regensburg, in Klosterneuburg etc. Die Kreuzgänge zu Königslutter, Paulinzelle, Pforta etc., sind zweischiffig. Der noch in einem Bruchstücke erhaltene Kreuzgang neben der ehemaligen Stiftskirche zu Asbeck im Münsterlande erscheint insofern als einzig in seiner Art, als er sich in zwei fast gleich hohen und gleichmässig weiten Bogenstellungen über einander erstreckte, während sonst das Oberstockwerk nur von Fenstern durchbrochen wird.

Anmerkung 1. Häufig steht mit einer Seite des Kreuzganges, wie in den Cisterzienserklöstern zu Maulbronn, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwetl etc., ein Brunnenhaus in Verbindung, welches kapellenartig angelegt, rund oder polygonisch nach dem Friedhofe heraustritt, in Maulbronn

---

1) »*Ihr pallast und ihr dormeter war gen Meridiane,*
Ein kreuzgang, wohl geformter dazwischen lag, des waren sie nicht ane,
Als es zu brüderschafte wohl gehorte.«
Der jüngere Titurel 92 S. 378.

2) Der Begräbnissplatz liegt entfernt neben dem Küchengarten des Klosters und ist mit allerlei Fruchtbäumen bepflanzt, wie es überhaupt ursprünglich Sitte war, dass sich der Gottesacker ausserhalb der Clausur befand, zuweilen so weit entfernt, dass die Leichen auf einem Wagen dahin gebracht werden mussten, und nicht selten auf der Spitze eines Berges im frischen Waldesdunkel. Im XI. Jahrh. war zur Anlage eines Begräbnissplatzes neben der Klosterkirche noch bischöfliche Erlaubniss erforderlich. Vergl. Martene, de antiquis eccl. rit. 4, 767; Heider, G., in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1856. 1, 57.

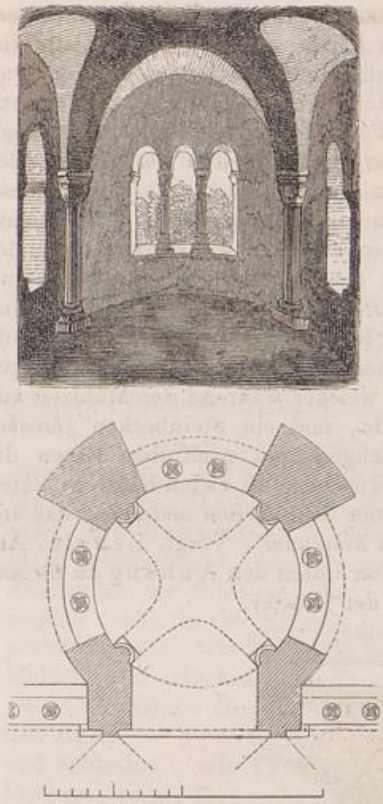


Fig. 31. Tonsur im Kloster u. l. F. in Magdeburg (nach v. Quast).

in nächster Nähe des Sommer-Refectoriums. Das älteste bekannte Bauwerk dieser Art (aus dem XII. Jahrh.) befindet sich im Prämonstratenserkloster u. l. Frau in Magdeburg an der östlichen Seite des Kreuzganges, und der Name Tonsur (d. i. Scherbrunnen), der sich hier durch Tradition dafür erhalten hat und auch in anderen deutschen Klöstern üblich ist, deutet darauf hin, dass in diesen Brunnenhäusern den Mönchen Bart und Haupthaar geschoren zu werden pflegte, was nach den *Consuetudines* der Cluniacenser (D'Achery, Spicilegium, Paris 1723. 1,695) alle drei Wochen und unter Psalmodien zu geschehen hatte, und sicher in ähnlicher Weise auch bei den Cisterziensern und Prämonstratensern Sitte war. Vergl. Feil, Jos., in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des Österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Dr. Gust. Heider etc. 1, 38; auch v. Quast in der Zeitschr. für christl. Archäol. und Kunst 1, 245. In Maulbronn ist noch ein zweiter Brunnen neben dem Abthause, welcher »Scherbrunnen« genannt wird. Vergl. Klunzinger, C., Beschr. der Abtei Maulbronn. 3. Aufl. S. 50.

Anmerkung 2. Unter den an den Kreuzgang stossenden Baulichkeiten sind besonders hervorzuheben der Capitelsaal und das Refectorium, welche Prachträume des Klosters architektonisch im Wesentlichen

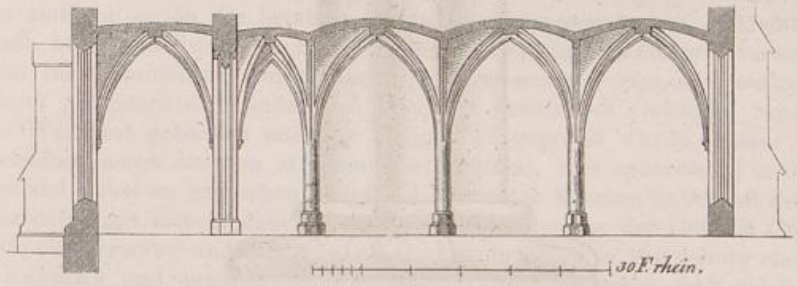


Fig. 32. Längendurchschnitt des Capitelsaals in Kloster Walkenried (nach Lotz).

gleichmässig (rechteckig; gewöhnlich zweischiffig, seltener dreischiffig) behandelt sind, und zuweilen, wo die Tradition darüber schweigt, deshalb nur

nach ihrer Lage unterschieden werden können. Der Capitelsaal (*conventus, capitulum*) pflegt nämlich in der Nähe der Kirche an der östlichen Seite des Kreuzganges zu liegen, von dem er häufig nicht durch eine geschlossene Thür, sondern nur durch offene Bogenstellungen getrennt ist. Im Innern ist rings herum eine Steinbank angebracht für die Brüder, die sich hier täglich nach dem Morgengottesdienste unter dem Vorsitze des Abtes oder Stiftspropstes versammelten zum Vortrage eines Capitels aus der Ordensregel, zu richterlichen Verhandlungen und Berathungen etc. Auch diente dieser zuweilen mit einer Kapelle verbundene Saal zu Begräbnissen der Capitularen. — Das Refectorium ist der gemeinschaftliche Speisesaal und liegt wegen des Duftes der Speisen entfernt von der Kirche an der gegenüber liegenden Seite, gern in der Nähe des Brunnenhauses (s. die vorstehende Anmerk. 1.) und bei der Küche. Zu seiner monumentalen Ausstattung gehört eine emporenartige Steinkanzel, von welcher während der Mahlzeit aus dem Leben der Heiligen vorgelesen wurde, und ein Steinbecken (*lavabo, concavarium*), in welchem sich die Tischgenossen nach dem Essen die Hände (im Winter mit warmem Wasser) wuschen. In vielen Klöstern waren zwei Refectorien, das eine für den Sommer (*refectorium aestivale*), das andere, heizbar, für den Winter (*refectorium hibernum*). Vergl. Lenoir, Architecture monastique 2, 320 sqq. und weiter unten den Anhang zu diesem Abschnitte über die bauliche Einrichtung der Klöster.

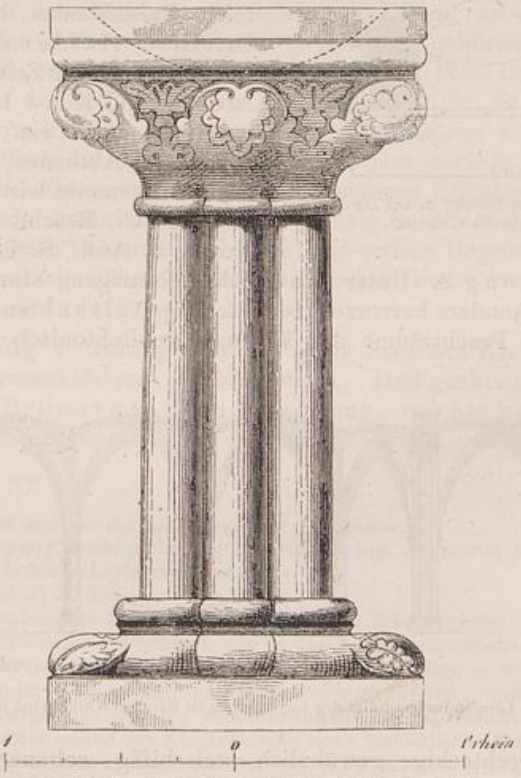


Fig. 33. Lavabo in Kloster Walkenried (nach Lotz).

30. Sacristeien (*secretaria*) [1], hie und da auch Almereien (*armaria*), Garvehäuser (*vestiaria*) oder Treskammern (*gazophylacia*) genannt, sind gewöhnlich spätere Ein- oder Anbauten, oft an der Nordseite der Kirche und regelmässig in der Nähe des Hochaltares belegen. Ihre Bestimmung als Aufenthaltsort (*metatorium, salutatorium*) der Geistlichen, als Schatz-, Bücher- und Kleiderkammer ist bekannt, und die seit dem XIII. Jahrh. vorkommende Errichtung von Altären in denselben lässt sie zugleich als Oratorien erkennen. — Auch ist hier der abgesonderten festen Gemächer zu gedenken, die (zu Magdeburg, Halberstadt und Quedlinburg) den dunkeln Namen Zither führen und zur Aufbewahrung der Kirchenschätze (Reliquien, Urkunden, Kleider) dienen.

Dem Namen Almerei, abgeleitet von Almer, *almaria*, franz. *aumaire*, liegt das latein. *armarium* zu Grunde = Kasten, Schrank. — Garvehaus, Gerwehus, Gerkammer, Gherhus, Gherekammer, Gerbekammer (in Niedersachsen, Westfalen und am Niederrhein gebräuchlich), etwa von gar, gerven, d. i. zurecht machen, dem Zubereiten des Priesters; das von Kreuser a. a. O. S. 213 herbeigezogene Gere in der Näherei gehört nicht hierher; es bezeichnet einen schiefen Saum, wie Gerung beim Tischler das Zusammenfügen zweier Hölzer unter schiefem Winkel, und wenn Luther Hagg. 2, 13 übersetzt »*in seines Kleides Geren*«, so versteht er nach dem Grundtext darunter den Zipfel. — Treskammer, corrumpirt Trostkammer (in Preussen und Schlesien), wie Tressler (*thesaurarius*) von *trese*, *tresor* = Schatzkammer; vergl. Diez, Lexicon der roman. Spr. S. 738. — Zither, urkundlich im XIV. Jahrh. *sytere*, (vergl. in v. Ledebur, Allgem. Archiv 10, 175 ff.) scheint mit dem von Schäfer a. a. O. angeführten slav. *citarne* = Archiv zusammenzuhängen.

Auf dem Plane von St. Gallen (S. 43) sind in den von dem Altarhause und Querhause der Kirche gebildeten Winkeln zwei zweistöckige Gebäude angegeben, von welchen das nördliche unten die Stube der Abschreiber (*infra sedes scribentium*), oben die Bücherei (*supra bibliotheca*), das südliche unten die heizbare Sacristei (*subtus sacratorium*) mit einem Tisch zur Aufstellung der heiligen Gefässe (*mensa sanctorum vasorum*), oben die Paramentenkammer (*supra vestium ecclesiae repositio*) enthält. Hinter der Sacristei befindet sich noch ein besonderes Gebäude, worin das Weihbrot gebacken und das heilige Oel gepresst wurde (*domus ad parandum panem sanctum et oleum exprimendum*), was anderweitig in der Sacristei selbst zu geschehen pflegte. — Grössere Kirchen haben oft zwei Sacristeien mit verschiedener, verwandter Bestimmung (der Dom zu Cöln hatte eine grosse und eine kleine Gerkammer, der zu Magdeburg einen geheimen und einen grossen Zither); kleinen Kirchen fehlt die Sacristei häufig ganz. — Schon das Beispiel von St. Gallen lehrt, dass die

1) Ueber Sacristeien: Kreuser, Kirchenbau 1, 212—217; vgl. Dr. Schäfer im Correspondenzbl. des histor. Gesammtvereins etc. II. Jahrg. (1854). S. 121.

Sacristei schon damals nicht stets in Norden lag, obwohl dies meistentheils der Fall ist; in Süden befindet sie sich z. B. an den Domen zu Bamberg und Magdeburg, an St. Victor zu Xanten, an St. Lorenz zu Nürnberg, an der Marienkirche zu Berlin etc. An der Nicolaikirche zu Jüterbog liegt die alte Sacristei südlich, die neue vom Ende des XV. Jahrh. nördlich, und ebenso liegen an St. Sebald zu Nürnberg die beiden Sacristeien einander gegenüber: die grosse südlich, die kleine nördlich.

Anmerkung 1. In den Zusätzen zur zweiten Auflage von Klein's Rheinreise von v. Lassaulx, S. 501 ff., findet sich eine Uebersicht des Flächenraumes der bedeutendsten (namentlich rheinländischen) Kirchengebäude, die wir, nach vorhandenen Grundrissen von einem befreundeten Architekten vervollständigt, mittheilen und dabei bemerken, dass das Maass nach rheinländischem Fuss (zu 313 Millimeter) im Lichten, nach Abzug aller Pfeiler und sämmtlicher nicht zum allgemeinen Gottesdienste bestimmten Anbauten, berechnet ist:

Dom in Cöln	62918 □′	Dom in Merseburg	12496 □′
» » Ulm	51831	Elisabethkirche in Marburg.	12322
» » Speier	45615	Stiftskirche in Oberwesel	12205
» » Strassburg	41702	Stephan in Mainz	12175
» » Metz	38163	Kirche in Schulpforte	12165
» » Mainz	37506	Stiftskirche in Cleve	12083
Marienkirche in Danzig	37060	Klosterkirche in Laach	11841
Dom in Lübeck	34491	Dom in Meissen	11442
Marienkirche daselbst	33469	Liebfrauenkirche in Trier	11367
Dom in Wien (Steph.)	32400	Klosterkirche in Jerichow	10357
» » Magdeburg	31006	Gross Martin in Cöln	10045
» » Freiburg	30101	Dom in Limburg a. d. Lahn	9835
Frauenkirche in München	29806	U. l. F. in Arnstadt	9753
Dom in Trier	29774	Klosterk. in Chorin (als Ruine)	9748
» » Paderborn	26833	Dom in Aachen (vor seiner Vergrösserung durch den Anbau eines neuen Chors nur 7536 □′)	9704
» » Verden	26335		
» » Regensburg	24315		
Abteikirche in Hersfeld	23755	Kirche in Memleben	9384
Dom in Bamberg	23499	Schlosskirche in Quedlinburg.	9370
» » Worms	22978	Martin in Münstermaifeld	9284
Lorenzkirche in Nürnberg	21730	Klosterkirche in Zinna	9068
Dom in Xanten	20659	Castor in Coblenz	8899
» » Basel	20382	K. auf dem Petersberg bei Halle	8711
Klosterk. in Limburg a. d. H.	19208	Pfarrkirche in Ahrweiler	8332
Maria auf dem Capitol in Cöln	19129	Gereon in Cöln	8084
Klosterkirche in Altenberg.	18432	Florin in Coblenz	7496
Dom in Halberstadt	18393	Liebfrauenkirche daselbst	6741
Sebaldskirche in Nürnberg.	17361	Pfarrkirche in Andernach	6700
Dom in Soest	16711	Franziscanerkirche daselbst	5937
» » Erfurt	15636	Pfarrkirche in Sinzig	5402
Apostelkirche in Cöln	15087	» » Mayen	5033
Dom in Naumburg	13990	» » Boppard	4812
Cunibertkirche in Cöln	13761	Stiftskirche in St. Goar	4336

Die vorstehende Zusammenstellung ergiebt, dass die Dome zu Cöln (gegr. 1248) und Ulm (als Pfarrkirche gegr. 1377) die beiden grössesten Kirchen in Deutschland sind, denen sich der schon um 1030 gegründete Dom in Speier als die dritte anschliesst. In Speier und Cöln finden wir dieselbe lichte Breite des Mittelschiffes von 44 F., und wenn es hauptsächlich die Maassverhältnisse des Mittelschiffes sind, wodurch eine Kirche im Innern grossartig erscheint, und namentlich die Breite desselben für die

übrigen Theile des Grundrisses maassgebend ist, so folgt, dass in Beziehung auf die Weiträumigkeit der Kirchen die frühere Zeit von der späteren kaum übertroffen worden ist: ja, die grösseste vorkommende Mittelschiffbreite von 50 F. hat der Dom zu Mainz, dessen ursprünglicher Grundplan vom Ende des X. Jahrh. stammt. Anders verhält es sich mit der Höhe der Kirchen, worin es die frühere der späteren Zeit nicht gleich gethan hat. Das nachstehende, chronologisch geordnete und aus den zuverlässigsten Quellen zusammengestellte Verzeichniss weist an vielen Beispielen nach, wie sich das Verhältniss der Breite des Mittelschiffes zur Höhe desselben im Laufe des Mittelalters und in verschiedenen Gegenden Deutschlands gestaltet hat: im XI. Jahrh. bleibt es noch etwas unter 1 : 2, hebt sich im XII. bis XIII. Jahrh. auf 1 : 2 (bei dem Gewölbebau des Speierer Domes schon auf 1 : 2½) und steigert sich nachher in der Gothik auf 1 : 2½ bis 3, vereinzelt selbst bis auf das schwindelnde Uebermaass fast von 1 : 5.

	Das Mittelschiff ist im Lichten		Entstehungszeit d. Grundplanes.		Das Mittelschiff ist im Lichten		Entstehungszeit d. Grundplanes.
	breit F. rh.	hoch F. rh.			breit F. rh.	hoch F. rh.	
Trier, Dom	50	80	IV. Jahrh.	Cöln, Dom	44	140	1248
Mainz, »	50	(c. 100)[1]	979	Halberstadt, Dom	31	86	um 1250
Münster, Dom	44	(74)	seit 990	Breslau, Elisabethk.	31½	95½	1253
Worms, »	35	(77)	seit 996	Altenberg, Klosterk.	30¾	82	1255
Bamberg, »	34	(78)	1006	Freiburg i. B., Münster	32	85	um 1260
Echternach, Klosterkirche	32¾	58	1017	Strassburg, Münster	42	96	desgl.
Limburg a. d. H., Klosterkirche	38½	75	um 1030	Xanten, Stiftsk.	35	75	1263
Speier, Dom	44	(110)	um 1030	Berlin, Klosterk.	29	50¾	1271
Hersfeld, Abteik.	40	75	1037	Chorin, »	29	57	1273
Bremen, Dom	35	(66)	1044	Regensburg, Dominicanerk.	36	90	1274
Paderborn, Dom	33	(60)	1058	Regensburg, Dom.	46	106½	1275
Minden, »	34	(69)	1062	Lübeck, Marienk.	44	134	1276
Paulinzelle, Klosterkirche	25	50	1106	Ebrach, Klosterk.	40	90	um 1280
Laach, Klosterk.	28	55	1110	Verden, Dom	41¾	65	1290
Huysburg, Klosterk.	25	42	um 1110	Heiligenkreuz, Klosterkirche	23	62	1290
Hamersleben, Klosterkirche	27	55	1112	Doberan, Klosterk.	36	90½	1291
Breitenau, Klosterk.	29	47	1119	Soest, Wiesenk.	35	76	1331
Petersberg, »	22	42	um 1130	Cleve, Capitelsk.	32	61	1334
Hildesheim, St. Godehard	29	59¾	1133	Danzig, Marienk.	29	90	1343
Halberstadt, Liebfrauenk.	30	54	1140	Wien, Stephansk.	34	89	1359
Jerichow, Klosterk.	25⅓	49	1149	Kolin, Bartholomäik.	21	100	1360
Quedlinburg, St. Wiperti	22	32	um 1150	Schwerin, Dom	39	100	um 1370
Brandenburg, Dom	30	(64)	um 1170	Ulm, Dom	47½	133½	1377
Braunschweig, »	28¾	56½	1172	Kuttenberg, Bartholomäikirche	30	100	1380
Magdeburg, »	35	102	1208	Brandenburg, Katharinenkirche	29¾	51	1401
Limburg a. d. L., »	25	68	um 1220	Esslingen, Frauenk.	25	53	um 1406
Marburg, Elisabethkirche	34	68	1235	Prag, Teynkirche	37	96	1407
				Wilsnack, Wallfahrtskirche	37⅜	83	um 1410
				Görlitz, Petrikirche	38	86	1417

1) Die Einklammerung des Höhenmaasses bezeichnet, dass der Aufbau und die Bedeckung des Mittelschiffes ganz oder theilweise aus späterer Zeit herrührt, als der ursprüngliche, im Breitenmaasse beibehaltene Grundplan.

Eingehende Rücksicht auf die Maassverhältnisse der Kirchen im Allgemeinen hat v. Wiebeking (Bürgerl. Baukunde; vergl. Bd. IV.) genommen, und in Beziehung auf die Kirchengebäude der Stadt Danzig schon Ranisch (Grund-Risse und Auff-Züge etc. 1695) und nach ihm J. C. Schultz (Danzig und seine Bauwerke etc. 1846. Lief. I. Bl. 6). Erwünschte Erleichterung solcher Zusammenstellungen und der daraus zu ziehenden mannichfaltigen Folgerungen [1]) bieten Hübsch (Die altchristl. Kirchen etc.) und Adler (Mittelalterl. Backstein-Bauwerke), weil in diesen Werken sämmtliche Zeichnungen nach einem und demselben Maasstabe entworfen sind; bei Adler z. B. alle Grundrisse in $^1/_{240}$, die Aufrisse in $^1/_{120}$, die Details in $^1/_{30}$ der natürlichen Grösse. Die Zusammenstellungen, die Puttrich (Systemat. Darstellung etc.) über die sächsischen Kirchen gegeben hat, beruhen zum Theil nur auf oberflächlichen Messungen. — Ausgedehntere Betrachtungen dieser Art leiden durch den Uebelstand immer an Unsicherheit, dass bisher in den deutschen Architekturzeichnungen die verschiedensten Werkmaasse [2]) in Anwendung gebracht worden sind, nicht selten sogar ohne die nothwendige Hinzufügung, welches Landesmaass gemeint ist. Der rheinische Fuss (= 313 Millimeter) ist der verbreitetste und wäre deshalb besonders empfehlenswerth; doch hat man sich neuerlich auf Architekten-Versammlungen für die allgemeine Einführung des französischen Metermaasses (beiläufig = 3 F. 2¼ Z. rh. oder 1½ Berl. Elle) ausgesprochen.

Anmerkung 2. Die Symbolik des Kirchenbaues [3]) findet sich bereits im christlichen Alterthume von Eusebius in der bei Einweihung der Kirche zu Tyrus (Hist. eccl. 10, 4 n. 24—26) vor der versammelten Geistlichkeit gehaltenen Rede in schöner, erbaulicher Weise fruchtbar gemacht, und zwar mit dem vollen, bei den Zuhörern vorausgesetzten Bewusstsein der freien Hineintragung des Symbolischen in die an und für sich davon ganz unabhängigen Bautheile; die Absicht des Baumeisters setzt Eusebius dagegen mit Bestimmtheit voraus, wenn er in der Beschreibung der Kirche

---

1) Vergl. Schnaase, in der Zeitschr. für christl. Archäologie u. Kunst 2, 187 zu Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné 1, 146.

2) Z. B. der grossh. Hessische Fuss = 250 Millimeter.
» Leipziger » = 283 »
» Braunschweiger » = 285 »
» Württemberger » = 286 »
» Kurhessische » = 287 »
» Bremer » } = 290 »
» Lübecker » }
» Bayerische » = 291 »
» Hannoverische » } = 292 »
» Römische » }
» Badische » } = 300 »
» Schweizer » }
» Wiener » = 316 »
» Pariser » = 324 »
Vergl. Schoedler, F., das Buch der Natur 10. Aufl. S. 4.

3) Vergl. Schnaase, C., Gesch. der bild. Künste IV. 1, 287 ff.: Symbolik der mittelalterl. Architektur. — Kreuser, J., der christl. Kirchenbau 1, 619 ff.: Symbolik der Bauformen. — Kallenbach, G. G., Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchl. Baukunst. Halle 1857. — Die Symbolik des german. Baustyls, nachgewiesen an der Nürnb. Lorenzikirche, im Nürnberger Anzeiger 1861. No. 4.

des heil. Grabes zu Jerusalem (de vita Constantini 3, 38), wo er, da kein erbaulicher Zweck vorliegt, sich sonst alles Symbolisirens enthält, die Zwölfzahl der die Kuppel tragenden Säulen auf die Apostel bezieht: *δυωκαίδεκα κίονες τοῖς τοῦ σωτῆρος ἀποστόλοις ἰσάριθμοι.* — Bei den mittelalterlichen Schriftstellern des VIII.—XIV. Jahrhunderts wird die mystisch-allegorische Deutung des Kirchengebäudes — vom Grundsteine bis zum Wetterhahn auf der Thurmspitze — bis ins Einzelnste ausgebildet: Anfangs mit einer, aus dem sich regenden Bewusstsein des Hineintragens erklärlichen gewissen Schüchternheit [1]), später, nachdem die nachfolgenden Liturgiker die Gedanken ihrer Vorgänger unablässig wiederholt und zum Theil wörtlich ausgeschrieben hatten, mit so grosser Zuversichtlichkeit, als ob nicht das gottesdienstliche Bedürfniss das Ursprüngliche wäre, sondern vielmehr das Symbolische, und die baumeisterlichen Gedanken schlechthin davon abhängig. Letzteres war in Beziehung auf manche Baugebräuche (die Orientirung nach dem Aufgang aus der Höhe, die ehrwürdige Grundform des Kreuzes, die zwölf Grundsteine oder zwölf Säulen der Kirche mit Beziehung auf die Apostel) und bei manchen einzelnen kirchlichen Bauwerken auch unläugbar der Fall, wie, nachdem die Deutung einmal gegeben war, bei dem symbolischen Grundzuge der christlichen Kunst leicht erklärlich ist.

Ein bemerkenswerthes Beispiel in dieser Hinsicht bietet die zu der Gattung der heil. Grabkirchen gehörige kleine Kapelle zu Drüggelte bei Soest, wo der Symbolik zu Liebe selbst gegen das Ebenmaass gefehlt ist. Es ist ein zwölfeckiges Gebäude, dessen Inneres von nur 33 F. im Gesammtdurchmesser zwei concentrische Säulenkreise enthält: den inneren von $7\frac{1}{2}$ F. D. mit vier eine Kuppel tragenden kurzen, den äusseren grösseren mit zwölf schlanken Säulen. Ohne Zweifel bezeichnen die letzteren, wie schon in der oben erwähnten Constantinischen Kirche des heil. Grabes, die zwölf Apostel, die vier inneren Säulen dagegen die vier Evangelisten, und zwar sind von diesen zwei auffällig stärker gebildet als die beiden andern: jene, die Evangelisten Matthäus und Johannes bezeichnend, die zugleich Apostel waren und deswegen von höherer Würde, diese, die beiden anderen Evangelisten Marcus und Lucas. [2])

Eine reiche Zusammenstellung solcher Deutungen findet sich in dem berühmten liturgischen Sammelwerke, das Bischof Wilhelm Durand von Mende († 1270) unter dem Titel *Rationale divinorum officiorum* abfasste, und welches im Mittelalter sehr viel benutzt wurde. Vieles darunter ist

---

1) Der gleichzeitige Fuldaer Mönch Candidus z. B. beschreibt die auf dem dortigen Klosterfriedhofe von dem Abte Aegil durch den Mönch Racholf um 820 erbaute kleine Rundkirche (s. oben S. 18) und fügt hinzu: »*Hoc siquidem aedificium pater iste venerandus ac supra commemoratus magister cum sociis nescio quid magni fingentes divino magisterio docti, quod tamen ipse salva fide Christi et ecclesiae puto praesignari posse figuram.*« Nun folgt die Deutung der acht den Mittelbau tragenden Säulen auf die acht Seligkeiten und der Rundform der Kirche auf das Reich der ewigen Herrlichkeit, in den bescheidenen Ausdrücken: »*Octo columnae .... mereantur haberi; circulus .... non incongrue significare videtur.*« — Brower, Sidera illust. et sanct. virorum Germaniae (Mogunt. 1616) p. 20; vergl. Dronke u. v. Lassaulx, die Matthias-Kapelle zu Kobern, S. 50.

2) Nach Erklärung des Domdechanten Nübel zu Soest; vergl. Zeitschr. für Bauwesen (1854) 4, 400 und den umstehenden Grundriss Fig. 34.

sinnreich und von bleibendem erbaulichem Werthe, ganz anders als die spielende, moderne, vorgeblich uralte Mystik, nach welcher das Kirchengebäude den gekreuzigten, gen Westen schauenden Christus darstellt und

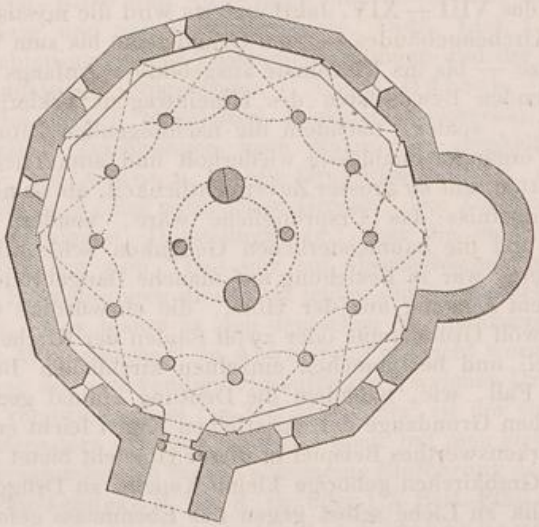


Fig. 34. Kapelle zu Drüggelte (nach Lübke).

der zuweilen von der Längenaxe der Kirche nördlich abweichende Chor (s. oben S. 29 Fig. 6.) das nach rechts geneigte Haupt des Heilandes (— aber die Kirchen in Offenbach am Glan, Maria Stiegen in Wien, Petri-Pauli in Görlitz z. B. neigen ihr Chorhaupt südlich!). Die beiden Westthürme sind die Nägel (sic!), mit denen die Füsse des Herrn an das Kreuz geheftet waren, und wo sich noch zwei Thürme über den Kreuzarmen erheben, werden dadurch die Nägel in den Händen Jesu bezeichnet. — Die dem Reiche der Finsterniss zugewendete Nordseite des Kirchengebäudes ist deshalb weniger reich geschmückt, als die Südseite (aber wie an den Domen zu Osnabrück und Trient findet auch am Dom zu Magdeburg der umgekehrte Fall statt, obgleich der in dieser Sinnbildnerei befangene Kreuser, a. a. O. S. 175, selbst in der zweiten Auflage noch immer das Gegentheil sieht)[1], und dergleichen sich selbst Widerlegendes mehr.

1) Wenn die eine Seite reicher und kostspieliger verziert ist als die andere, so ist das immer die von den Meisten gesehene Schauseite, am Dome zu Cöln z. B. die südliche, am Dome zu Magdeburg die nördliche: beide nach freien Plätzen belegen; ebenso ist in Brilon die dem grösseren Theile der Stadt zugekehrte Nordseite der Kirche als Hauptseite behandelt.

Anhang

über die baulichen Einrichtungen der Klöster bei den verschiedenen Hauptorden.

(Vergl. oben Anmerkung 3 zu § 13 S. 13 ff.)

Lenoir, Alb., Architecture monastique. I. Partie (Vol. 1), II. et III. Partie (Vol. 2). Paris 1846. — de Caumont, Abécédaire ou Rudiment d'Archéologie (Architectures civile et militaire) 2. Ed. Paris 1858. p. 4–202. — Vergl. oben § 29 u. Anmerk. 1 u. 2.

Der Typus der klösterlichen Anlagen ist dem Grundplane nach seit der ältesten bis in die neuere Zeit wesentlich gleich geblieben, und charakteristisch erscheint für dieselben ein freier rechteckiger Hofraum in der Mitte, welchen die verschiedenen, die eigentliche Clausur bildenden Baulichkeiten umgeben. Die eine, gewöhnlich die nördliche, seltener die südliche Seite wird von der Klosterkirche begrenzt, und der rings um gehende Kreuzgang (s. oben S. 77ff.) vermittelt die Communication. Mit Ausnahme des neuen Bestandtheiles der Kirche ist dies ganz der Grundtypus der antik-römischen *villa urbana*, während die neben der Clausur belegenen Wirthschaftsgebäude der mit dem herrschaftlichen Wohnhofe grenzenden *villa rustica* entsprechen; man ist daher zu der Annahme berechtigt, dass die bauliche Anlage der grossen römischen Villen den ersten Klöstern als Vorbild gedient hat.

Von den baulichen Einrichtungen einer grossen Benedictiner-Abtei der karolingischen Zeit ist uns durch den bereits oben S. 28 erwähnten, für das Kloster St. Gallen entworfenen Plan eine genaue Kenntniss überliefert. Die ganze Anlage bildet ein Viereck von 430×300 F. Fläche. Die verschiedenen, meist viereckigen und einstöckigen Häuser sind, ein förmliches Städtchen von etwa 40 Firsten bildend, durch Gassen von einander getrennt und umschliessen in ihrem Innern fast alle einen Hof. In der Mitte des Ganzen steht die Kirche mit der südlich anstossenden, aus drei zweistöckigen Flügeln bestehenden Clausur, theilweise durch eine Hecke von den übrigen Gebäuden abgeschlossen. Der östliche Flügel ist das eigentliche Wohnhaus der Mönche mit der Wärmstube (*calefactoria domus*) unten und dem Schlafsaale (*dormitorium*) oben. Der südliche Flügel enthält den mit der Kleiderkammer (*vestiarium*) übersetzten Speisesaal (*refectorium*), und der westliche im Erdgeschosse die Kellerei und oben verschiedene Vorrathskammern. Der vierte, an dem südlichen Seitenschiff der Kirche hinlaufende Flügel des Kreuzganges diente für die Berathungen des Convents und vertritt den späteren, seit dem X. Jahrh. vorkommenden Capitelsaal. Nördlich von der Clausur befinden sich das Gasthaus, die äussere Schule, das einer Basilica mit offenen Seitenschiffen gleichende Abthaus und die Wohnung der Aerzte; östlich sind das Krankenhaus und die Novizenschule mit ihren aneinanderstossenden Kirchen, der einem Garten gleichende Begräbnissplatz und zwei Gärten; südlich die Werkstätten der Künstler, Handwerker und

Knechte; auf der Westseite endlich befinden sich die Ställe. — Ganz dieselbe Anlage wie die der Benedictiner hatten auch die Clausuren der mit den Bischofsitzen verbundenen Domcapitel (*monasteria clericorum*) und der im X. Jahrh. entstandenen Collegiatstifter, deren Capitularen die nach dem heil. Augustinus benannte Regel befolgten. Wie in den Klöstern für den Abt eine besondere Wohnung ausserhalb der Clausur und oft auf der gegenüberliegenden Seite der Kirche errichtet war, so auch bei den Kathedralen die bischöfliche Pfalz (*palatium*), die oft befestigt war (*arx episcopalis*), und nachdem die Capitularen seit dem XII. und XIII. Jahrh. das gemeinschaftliche Leben allgemein aufgegeben und die Clausur den Vicarien überlassen hatten, wohnten auch sie auf besonderen Höfen (*curiae canonicales*), die innerhalb des bischöflichen Jurisdictions-Bezirkes (auf der Domfreiheit) belegen waren. Eine Domherrn-Curie aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrh. ist die *Curia St. Aegidii* am Domplatze zu Naumburg a. d. S.: ein zwei Stock hohes quadratisches Gebäude; im Obergeschoss, welches als Oratorium gedient haben wird, mit einer erkerartig vorgekragten Apsis. [1]) — Ausgedehnte, zum Theil noch aus dem XI., grösstentheils aus dem XIII. Jahrh. herrührende Stiftsbaulichkeiten finden sich auf der Südseite des Domes zu Trier: am nördlichen Flügel des Kreuzganges der langgestreckte zweischiffige Capitelsaal und am östlichen Flügel zwei ähnliche, aber breitere Räume von unbekannter Bestimmung. Am südlichen Flügel lag das 1806 abgetragene geräumige Refectorium; alle diese Gebäude waren ursprünglich zweistöckig, und das Dormitorium soll im Obergeschoss des ehemaligen Westflügels befindlich gewesen sein. [2])

Von Baulichkeiten der Prämonstratenser bietet das Liebfrauenkloster zu Magdeburg, welches von dem Stifter dieses Ordens, dem heil. Norbert selbst 1129 gegründet wurde, die ältesten Ueberreste noch aus der Stiftungszeit in einem vor der Nordseite des Kreuzganges lagernden mächtigen Bau. Derselbe besteht aus drei langen, 24 F. breiten Tonnengewölben über einander, von denen das oberste zu ebener Erde, mit dem Kreuzgange fast von gleicher Höhe, das Refectorium gewesen zu sein scheint, während die beiden unteren, tief in der Erde liegenden Gewölbe zwei Vorrathskeller übereinander bilden. Der nicht viel jüngere Kreuzgang selbst erweitert seinen westlichen Flügel in eine grosse, zum Theil von Marmorsäulen getragene Doppelhalle: der Ueberlieferung zufolge die ehemalige Gerichtstätte des Stiftspropstes. [3]) — Ueber die Tonsur s. Fig. 31 S. 79.

Bei den Bauten der Cisterzienser [4]), welche sich ebenfalls im XII. Jahrh. von Frankreich aus schnell über Deutschland verbreiteten, ist zunächst die eigenthümliche Grundrissbildung des östlichen Theiles der im XII. bis XIII. Jahrh. errichteten Kirchen dieses Ordens hervorzuheben, die auf zwei von einander verschiedene, aber unter sich verwandte französische Muster, die (nicht mehr existirende) Mutterkirche zu Citeaux selbst und die

1) Puttrich, Denkm. II. Serie Naumburg. Bl. 27.
2) Schmidt, Chr. W., Baudenkm. in Trier. Lief. II.
3) v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst. 1, 213.
4) Schnaase, Gesch. der bild. Künste 5, 408; vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 293; besonders auch Feil, Jos., in den mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates 1, 1 ff.

Kirche des Klosters Fontenay, zurückzuführen ist. Beide haben den rechteckigen Schluss des Altarhauses (ohne Apsidenvorlage) mit einander gemein; bei ersterer Kirche jedoch bilden die Seitenschiffe einen niederen Umgang um den Chor, an den sich ein zweiter, aus kleinen noch niedrigeren Kapellen bestehender Umgang schliesst; bei letzterer Kirche laufen die Seitenschiffe des Langhauses zwar wie gewöhnlich in die Kreuzflügel aus, an deren Ostseite sich indess seitenschiffartig je zwei niedrige Kapellen schliessen. Das Vorbild von Citeaux findet sich in Deutschland befolgt an den Kirchen der Klöster zu Riddagshausen bei Braunschweig und zu Ebrach bei Bamberg, vereinfacht auch zu Arnsburg in der Wetterau und zu Marienfeld bei Gütersloh. Häufiger erscheint die Nachbildung des Musters von Fontenay: zu Loccum in Niedersachsen, zu Bebenhausen bei Tübingen und zu Kappel in der Schweiz; auch zu Maulbronn bei Bretten und zu Eberbach im Rheingau, wo jedoch die Zahl der kleinen Kapellen auf je drei an jedem Kreuzflügel gesteigert ist. An anderen Orten, wie zu Lehnin bei Brandenburg, liegt zwar das nämliche Schema zu Grunde, es erscheint aber dem Altarhause hier eine Apsis vorgelegt, und zu Zinna bei Jüterbog finden wir nicht allein diese, sondern neben derselben auch Apsidiolen an den vier Kapellchen. — Die Hinweglassung der Apsiden, der Mangel eines eigentlichen Thurmbaues (s. oben S. 63), sowie der einfache Aufbau und die bescheidene Ausstattung der Kirchen, sind Besonderheiten, die sich hinlänglich aus dem Nützlichkeitsprincipe des Cisterzienser-Ordens erklären; dagegen liegen die Gründe für die zuweilen vorkommenden übermässig gestreckten Verhältnisse des Langhauses (s. oben S. 48) um so weniger vor, als von dem Besuche der Klosterkirchen die Laien und besonders die Frauen völlig ausgeschlossen waren. Die Vorliebe für die Anlage vieler kleinen Kapellen hängt mit den Vorschriften für die Privatexercitien der Mönche zusammen. Gewissermaassen im Widerspruche mit der Einfachheit der Kirchen, die in den Ordensstatuten lediglich als Oratorien bezeichnet werden, steht die

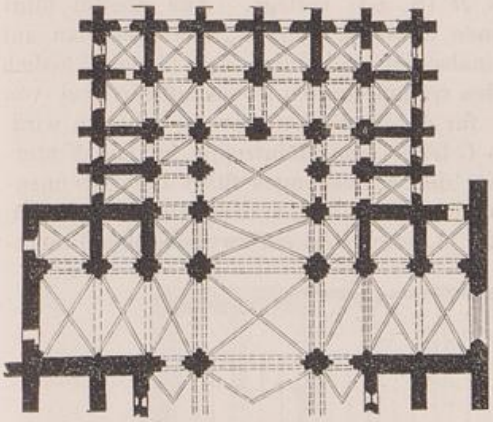


Fig. 35. Chorschluss zu Ebrach. *)

*) Nach einer mir gütigst mitgetheilten Zeichnung des Herrn F. v. Quast.

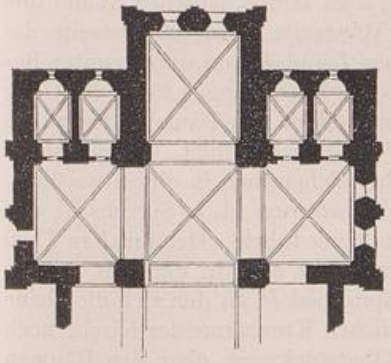


Fig. 36. Chorschluss zu Loccum (nach Lübke).

Grossartigkeit und Mächtigkeit der übrigen Klostergebäude, wovon die mit Mauern, Höfen und Wirthschaftsanstalten im Wesentlichen erhaltenen Baulichkeiten der Abtei Maulbronn [1]) aus dem XII. — XVI. Jahrh. ein sprechendes Zeugniss geben; s. den nebenstehenden, aus E. Förster's Denkmalen der Baukunst etc. Bd. VII. zu S. 23 ff. entlehnten Grundriss, auf welchem die verschiedenen Bauperioden durch verschiedene Schraffirungen ausgedrückt sind. Die Clausur liegt hier, wie dies auch sonst oft vorkommt, an der nördlichen Seite der Kirche *A*; der Kreuzgang aber, den etwa 90 F. im Quadrat grossen Hof *F* umschliessend, reicht nicht so weit nach Westen wie das gestreckte Langhaus der letzteren, welchem sich noch das Paradies *B* (S. 64) vorlegt. Aus diesem führt nördlich der offene Bogen *b* in einen äusseren Gang *C*, aus dem man auf der Treppe *c* in den Keller *D* hinabsteigt und durch den Gang *E* östlich in den Kreuzgang *d*, nördlich in den trümmerhaften zweischiffigen Saal (von 120×35 F.) *G* gelangt, welcher für das ältere Refectorium gehalten wird. Am nördlichen Ende des Ganges *C* leitet eine Steintreppe in das Winter-Refectorium *G'*. An der Nordseite des Kreuzganges führt dem Brunnenhause *e* gegenüber die Thür *β* in das hier (und anderwärts, corrumpirt) Rebenthal genannte Refectorium *H*. Letzteres ist ein zweischiffiger Pracht-

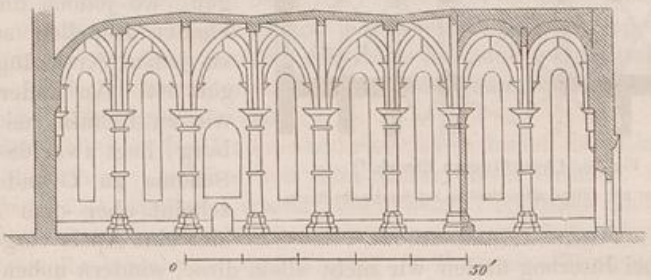
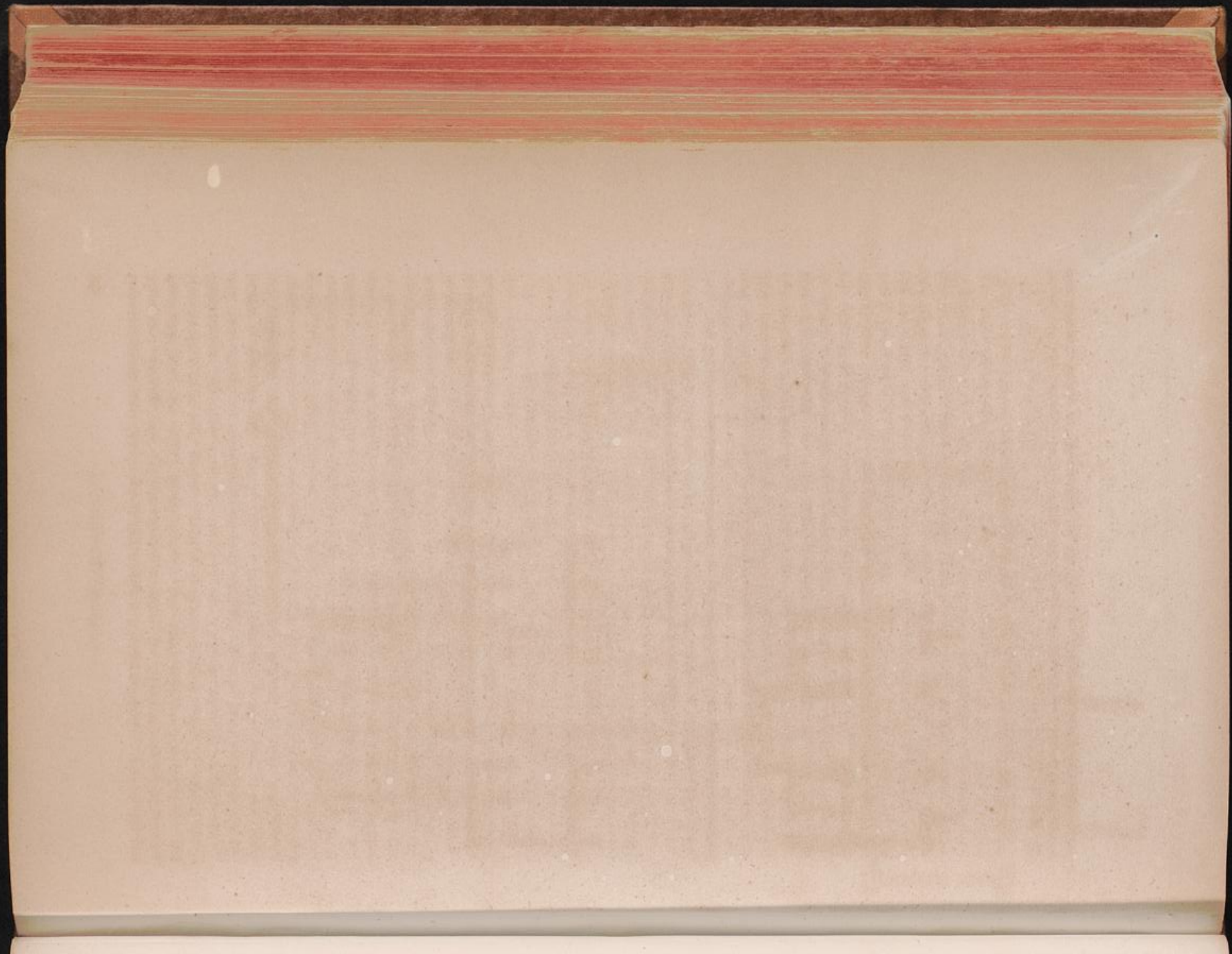
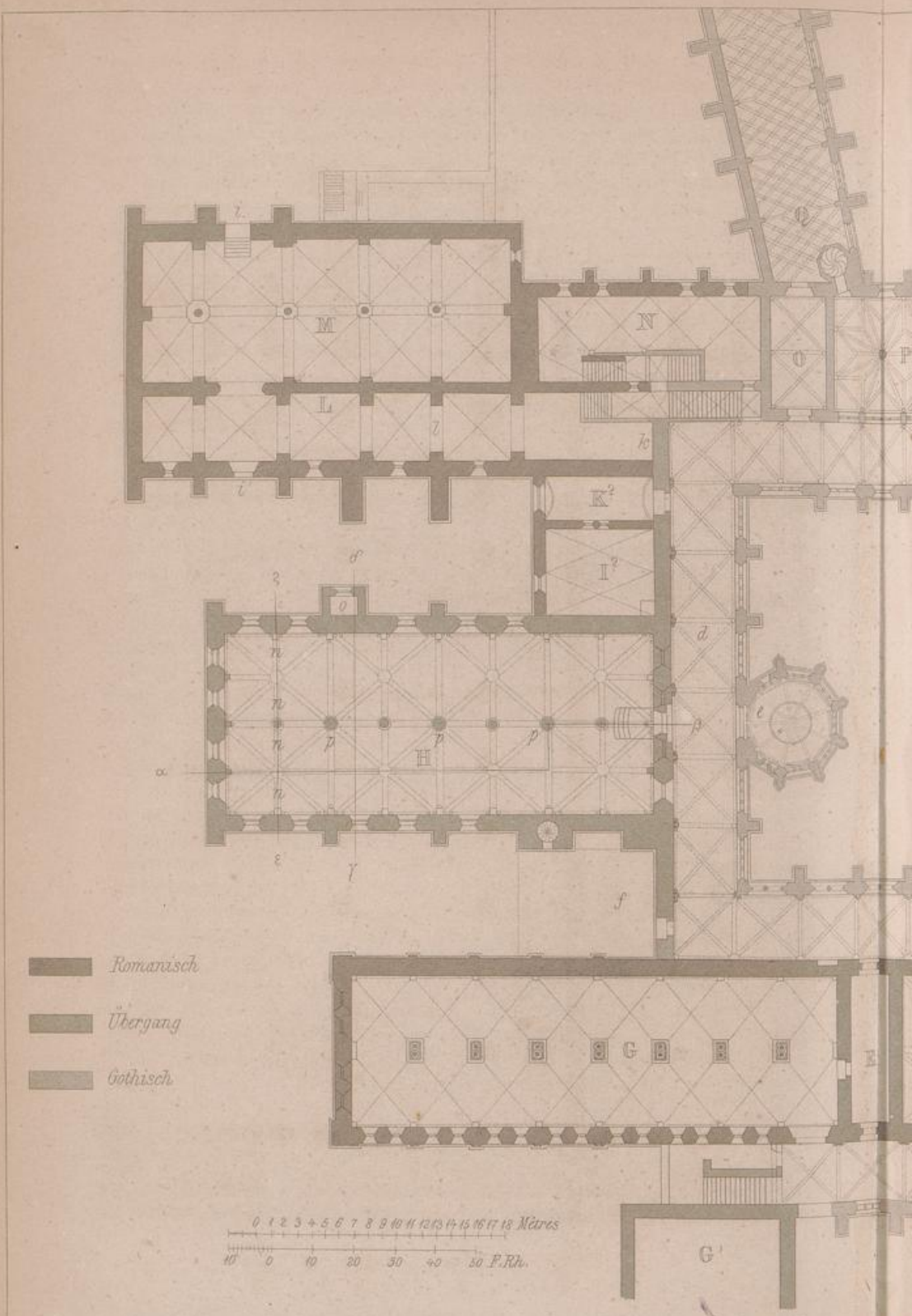


Fig. 37. Refectorium im Kloster Maulbronn (aus Leibnitz, Organisation der Gewölbe).

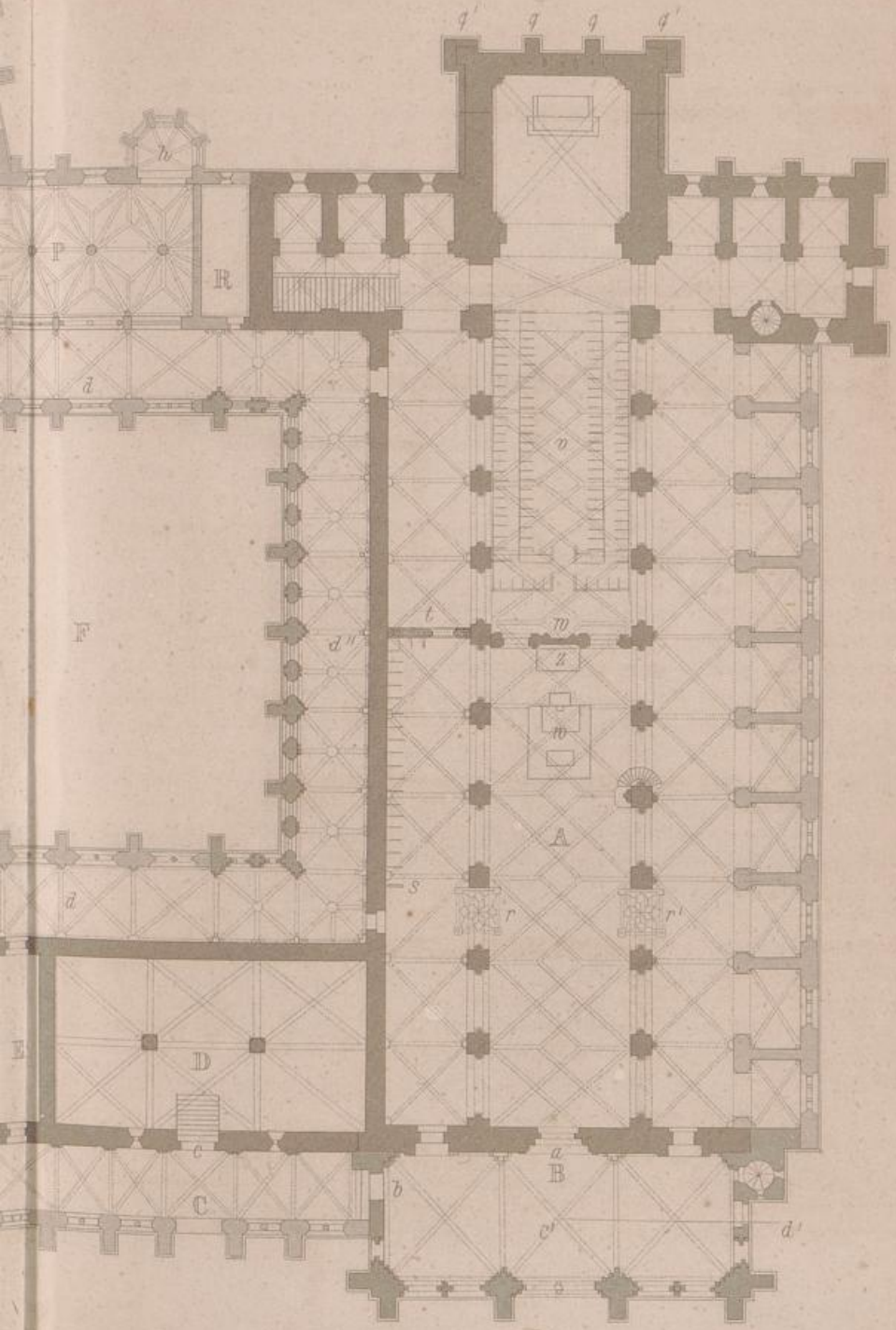
saal von 105×44 F. mit einer Lesekanzel *o* an seiner östlichen Wand und den Mauerresten der Küche *f* an seiner Westseite. An die Ostseite des Rebenthals reihen sich die beiden Gemächer *I* und *K* von unbekannter Bestimmung, und aus der nordöstlichen Ecke des Kreuzganges führt der Gang *L* in den grossen Keller *M*, neben welchem südlich ein Raum *N* befindlich ist, den man für die Geisselkammer (*flagellatorium*) hält. Daran stösst weiter nach Süden der Durchgang *O*, durch welchen man in eine etwa 66 F. lange Halle *Q* tritt, die mit dem Namen *Parleatorium* (d. i. Sprechsaal) bezeichnet wird und nach dem ehemaligen Abthause führte. Der mittlere Theil des östlichen Kreuzgangsflügels endlich erweitert sich in den mit reichen Sterngewölben gedeckten zweischiffigen Capitelsaal *P*, an den sich die kleine Kapelle *h* schliesst, und der von dem nördlichen Kreuzarme der Kirche noch durch die Kammer *R* getrennt wird. Im Oberstockwerk über den Räumen *M N O P R* befand sich, durch Steintreppen mit dem Kreuzgange und der

1) Vergl. Klunzinger, C., Artist. Beschr. der vormal. Cisterz.-Abtei Maulbronn. 3. Aufl. Stuttg. 1856. — Gleiches Interesse nehmen auch die sehr bedeutenden Klostergebäude von Bronnbach bei Wertheim in Anspruch.



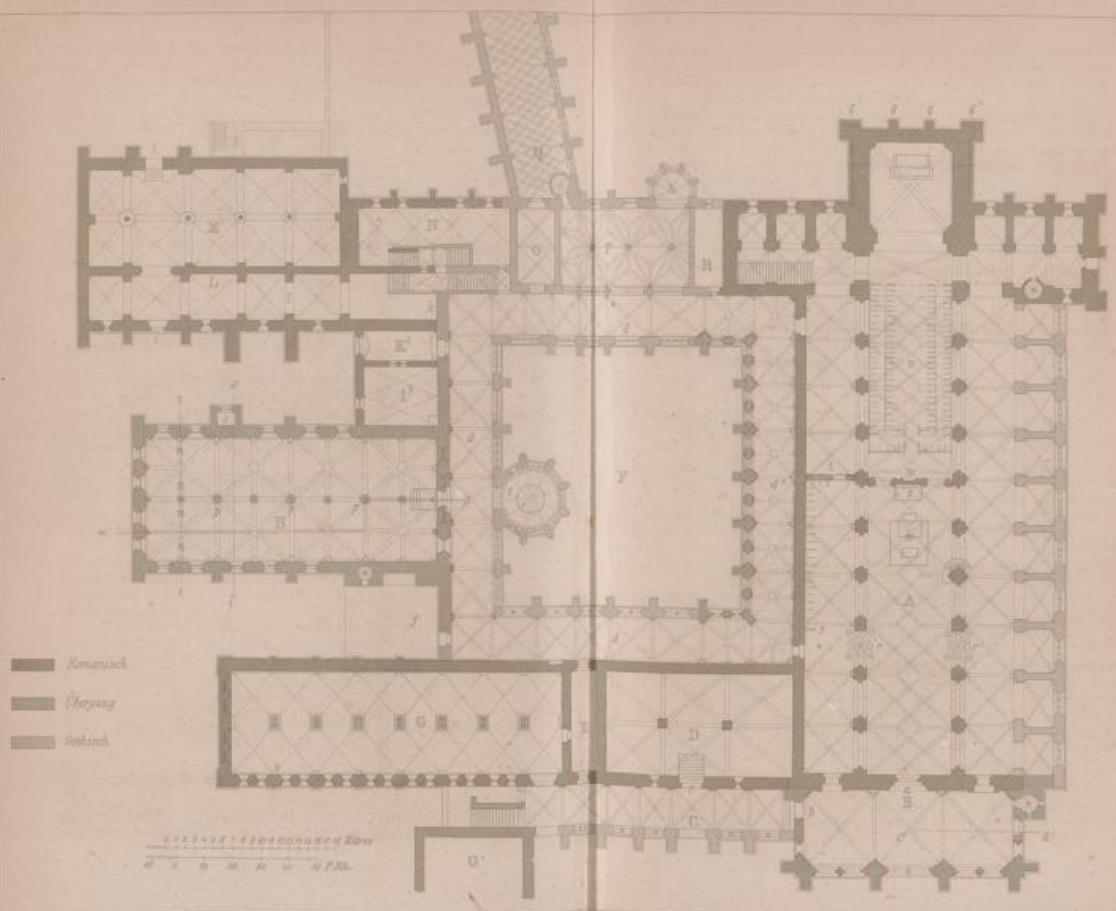


DIE CISTERZIENSER A
IM K.R.WÜRTT



ABTEI MAULBRONN

J. Poppel gest.



DIE CISTERZIENSER ABTEI MAULBRONN
IM K.R. WÜRTTEMBERG

Geisselkammer (in anderen Klöstern, z. B. ehemals in Altenberg bei Cöln auch direct mit der Kirche) verbunden, das Dorment (der Schlafsaal, oder später die Schlafzellen) der Mönche und im Dachstuhle noch ein grosser Saal. Ausserdem werden das Krankenhaus, das Haus des Verwalters und ein Gesindehaus erwähnt, die sich ausserhalb der Clausur auf dem Klosterterritorium befinden, welches mit einer durch Thürme befestigten Ringmauer umgeben und durch ein Doppelthor nebst Zugbrücke zugänglich war. An den nordwestlichen Eckthurm der Ringmauer schloss sich die Klostermühle, und ausserhalb lagen noch verschiedene Gebäude, darunter eine Herberge für die Gäste.

In Vergleich mit den weitläufigeren Anlagen der Benedictiner und Cisterzienser erscheinen die Klöster der sich seit dem XIII. Jahrh. ausbreitenden Bettelorden der Dominicaner und Franciscaner weniger bedeutend. Auf die Ansiedelung in den Städten durch ihre Zwecke angewiesen (s. oben S. 15) und Anfangs ohne Vermögen beschränkten sie sich auf einen bescheidenern Raum und befleissigten sich einer minder kostspieligen reducirten Bauweise. Ihre auf die Predigt berechneten Kirchen ersparen ausser dem Glockenthurm (s. oben S. 63) das Querhaus, im Langhause sogar wider alles Ebenmaass oft ein Seitenschiff (s. oben S. 51), und das Altarhaus von der Breite des Mittelschiffes legt sich einspringend und unter besonderer Bedachung dem Langhause vor. Den Männerklöstern glichen darin auch die Nonnenklöster, wie dies z. B. die dem 1615 durch Merian verfertigten Stadtplane von Basel entnommene Ansicht des ehemaligen Frauenklosters Klingenthal, Dominicaner-Ordens, veranschaulicht [1]), wenn auch die Baulichkeiten desselben bis auf die jetzt fast nur noch allein vorhandene Kirche und den Kreuzgang grösstentheils schon damals modernen Charakter hatten, weshalb sich die ehemalige Bestimmung der einzelnen Gebäude auch nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit angeben lässt. Das Kloster lag auf der nördlichen Grenze von Klein-Basel am Ufer des Rheins und war an den drei äusseren Seiten mit dem Graben *r* und hinter demselben mit einer gezinnten Ringmauer umgeben, die auf der Nordseite durch zwei hohe Eckthürme und einen niedrigeren Mittelthurm verstärkt war. Der östliche Flügel der Mauer steigt am südlichen Ende bis zur Höhe des anstossenden Gebäudes an, um eine hier befindliche in das Oberstockwerk des letzteren führende Treppe zu maskiren. Der Eingang *I* zum Kloster befand sich auf der (südlichen) Stadtseite und führte zunächst in einen schmalen zwischen zwei Mauern belegenen Raum und aus diesem neben dem Hause der Pförtnerin vorbei durch eine zweite, nicht in der Axe des äusseren Thores befindliche Thür in den äusseren Klosterhof, der durch eine niedrige Mauer von der Clausur geschieden war. Der Eingang zur letzteren und in den inneren Hof und Begräbnissplatz der Nonnen *d* führte durch das an der Nordseite des Kreuzganges *c* belegene Gebäude *o*, welches zu ebener Erde das Refectorium mit der Küche und dem Sprechzimmer und oben den Convent-

1) Wir entlehnen den nebenstehenden Holzschnitt, dessen Benutzung wir der Güte des Herrn Ch. Riggenbach in Basel verdanken, den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterthümer in Basel VIII. (1860): Die Klosterk. Klingenthal in Basel von Dr. C. Burckhardt u. C. Riggenbach.

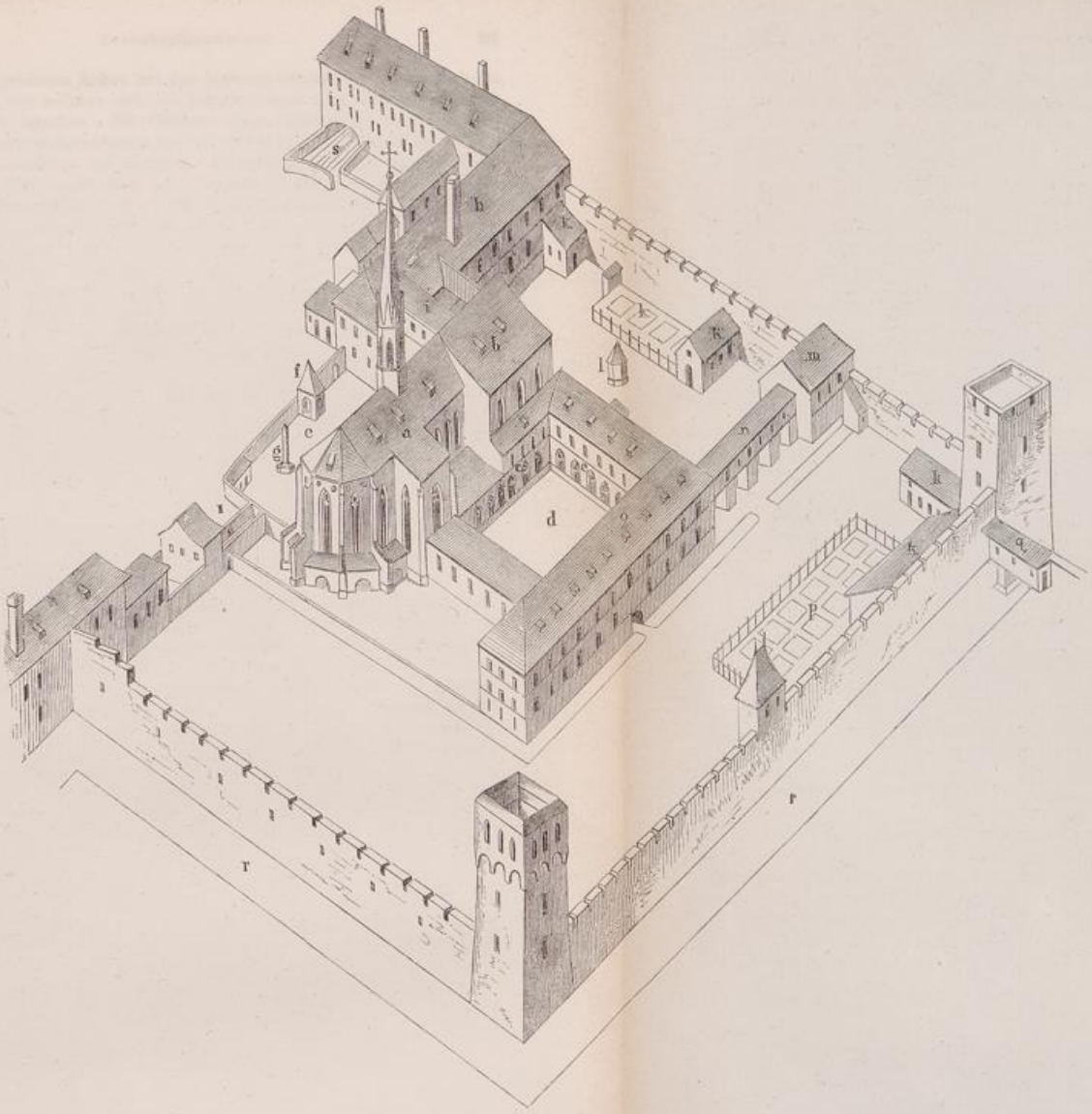
saal und das gemeinschaftliche Winter-Dormitorium enthielt, während im Sommer die Nonnen auf ihren Zellen über dem östlichen und westlichen Flügel des Kreuzganges schliefen. Die Südseite der Clausur wird von der Kirche begrenzt. Dieselbe besteht aus zwei Haupttheilen, der dreischiffigen Laienkirche *b* mit besonderem südlichem Eingang und der einschiffigen Nonnenkirche (dem hohen Chore) *a*, welche innerlich durch einen Lettner von einander getrennt sind; über dem Firste der Nonnenkirche erhob sich ehemals ein schlanker Dachreiter zur Aufnahme der nur gestatteten kleinen Glocke. Südlich von dem Kirchengebäude breitete sich der Laienkirchhof *e* aus mit besonderer Pforte nach der Stadt, dem Beinhause *f* und der Todtenleuchte (s. unten § 54) *g*. Von der Laienkirche führte ein Verbindungsgang *i* nach dem Hospitium *h*, dem sich südlich noch andere Oekonomiegebäude anschlossen, mit dem Wasserabflusse *s* in den Rhein. In dem westlichen Theile des äusseren Klosterhofes befand sich das durch den Gang *n* mit dem Conventsaale verbundene Haus der Priorin *m* und ausserdem mehrere an die Ringmauer gelehnte Wohnhäuser *k* für den Klosterknecht, den Gärtner etc. nebst zwei Gärten, einem kleineren *k* und einem grösseren *p* auf der Sonnenseite. Das achteckige Häuschen *l* überdeckte den Brunnen, und neben dem nordwestlichen Eckthurme führte ein Steg *q* über den Graben.

Gleiche Einfachheit wie die Bauten der Bettelorden zeigen auch die Klöster der erst seit dem XIV. Jahrh. in Deutschland vorkommenden Karthäuser; doch mussten diese nach ihrer das gemeinschaftliche Klosterleben mit dem einsiedlerischen der Eremiten verbindenden Regel ein verhältnissmässig grösseres Territorium in Anspruch nehmen, da zur Anlage einer Karthause nicht bloss eine Kirche mit der gewöhnlichen Clausur, an deren Kreuzgang sich indess nur ein Conventsgebäude lehnte, erforderlich war, sondern noch ein weiterer, gewöhnlich östlich von der Kirche belegener rechteckiger Raum mit dem Gottesacker in der Mitte und den einzelnen durch kleine Gärten von einander getrennten Zellen der Mönche auf den Seiten. In der (jetzt von dem german. Museum benutzten) Karthause zu Nürnberg ist der hinter der Kirche belegene freie Platz rings mit einem aus 72 Jochen bestehenden Kreuzgange umzogen, der mit dem vorderen kleineren, nur 29 Joche zählenden Kreuzgange an der Südseite der Kirche in Verbindung steht und sich letzterer gegenüber auf der Nordseite fortsetzt [1]; überhaupt erscheint als Eigenthümlichkeit der Karthausen die Anlage zweier, unter einander und mit der Kirche verbundener Kreuzgänge, eines kleineren und eines grösseren; dieser in den Karthausen zu Cöln und Basel *Galilaea major*, Gross-Galilaea, jener *Galilaea minor*, Klein-Galilaea [2]) genannt. An die *Galilaea major* lehnten sich die einzelnen in den

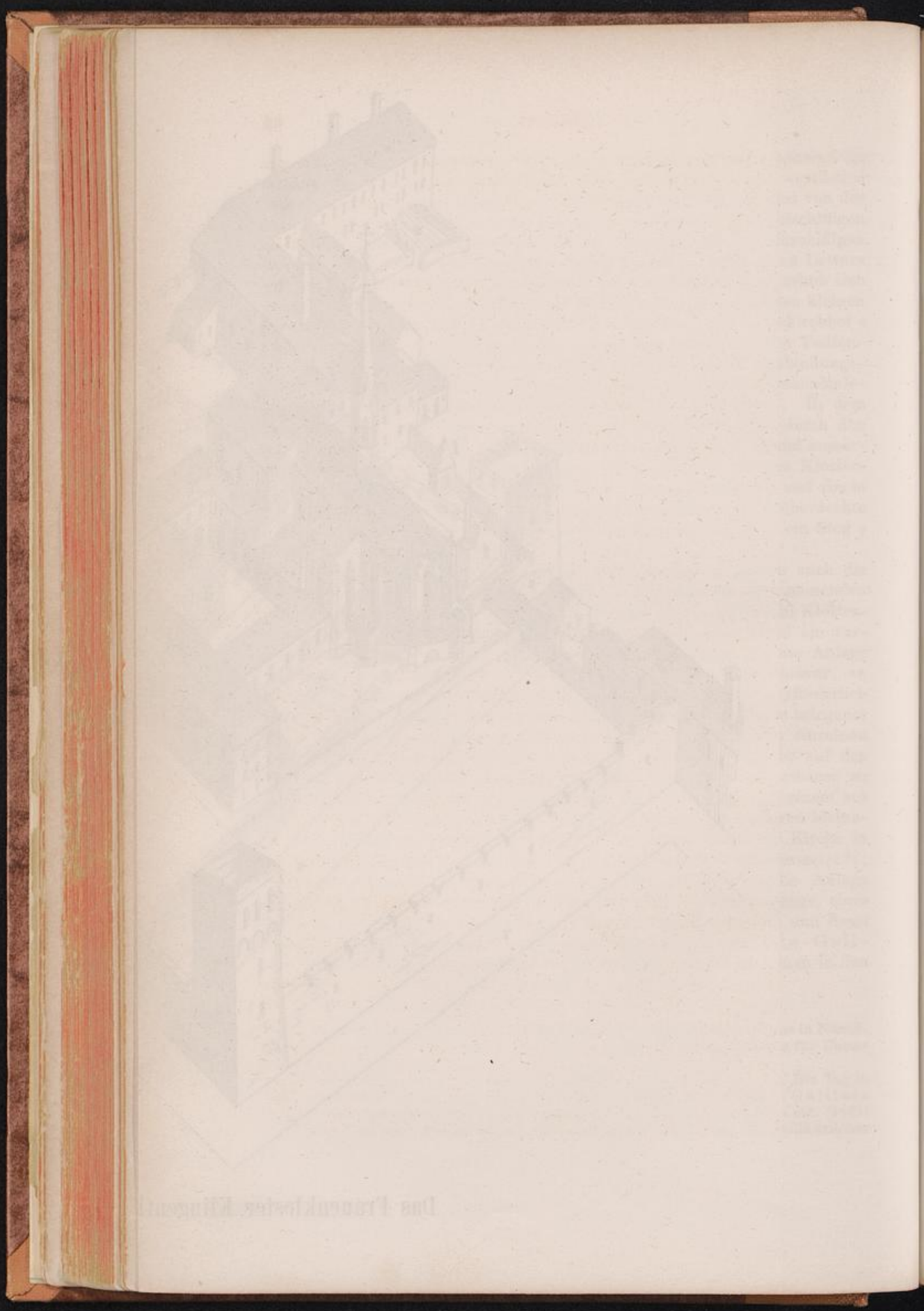
---

1) Siehe den Grundriss im Organismus des German. Nationalmuseums in Nürnb. 1855 u. die Ansicht der Karthause Ostheim im Archiv des histor. Vereins für Unterfranken u. Aschaffenburg IX, 1.

2) Vergl. Kreuser, der christl. Kirchenbau 1,239 u. (Röse, F.,) Ein Tag in Basel. Basel 1840. S. 92. — Ueber den schwer zu enträthselnden Namen Galilaea hat Jos. Ant. Messmer in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. (1861) 6,104 gute Erläuterungen gegeben: man nannte im XII. Jahrh. mit willkürlicher



Das Frauenkloster Klingenthal in Basel.



Garten hinaus gebauten Zellen mit der vorderen Giebelseite, worin sich die Thür befand, aus welcher sich die Mönche durch den Kreuzgang täglich nach der Kirche begaben. Die *Galilaea minor* betraten sie nur am Sonnabend Abend, um im Capitelsaale vor dem Prior zu beichten und ihre Angelegenheiten zu berathen, und an Sonn- und Festtagen, wo sie gemeinschaftlich im Refectorium assen und sich Abends in dem kleinen Kreuzgange unter Gesprächen ergehen durften. Die Basler Karthause zählte mit der des Priors 16 Zellen, und die Zellen der Mönche waren über den Thüren durch Bibelsprüche sinnig bezeichnet, deren Anfangsworte in alphabetischer Reihe auf einander folgten: **A**mbulate etc. (Joh. 12, 36). — **B**onum est etc. (Matth. 17, 4). — **C**aro etc. (1 Cor. 15, 50). — **D**iligite etc. (Matth. 5, 44). — **E**xistimo etc. (Röm. 8, 18). — **F**acite etc. (Luc. 3, 8. 9). — **G**audium etc. (Luc. 15, 7). — **H**umiliamini etc. (1 Petr. 5, 6). — **I**n omnibus etc. (Sir. 7, 40). — **K**aritas etc. (1 Tim. 1, 5). — **L**abora etc. (2 Tim. 2, 3). — **M**andatum etc. (Joh. 13, 34). — **N**olite etc. (Röm. 12, 2). Dies war die Zelle des Sacristans, aus der auch eine Thür nach der Kirche führte, über welcher ebenfalls eine mit **N** anfangende Sentenz stand. — **O**mnes etc. (2 Cor. 5, 10) an der Zelle des Schaffners. — **P**atientes etc. (Jac. 5, 7) an der Zelle des Subpriors, mit einer zweiten Thür ins Refectorium, über welcher stand: **P**raeparate (1 Sam. 7, 3). Die Eingangsthür zur Zelle des Priors war mit einem ✝ bezeichnet; darunter stand der Spruch Luc. 14, 27, und an der Thür ins Refectorium der verwandte Spruch Matth. 16, 24. [1]) — In der berühmten Karthause Mariaparadeis bei Danzig gehört ausser der unbedeutenden Kirche die charakteristische Anlage der in isolirter Folge belegenen Zellen erst der jüngsten Zeit an.

Wie die Karthäuser das Anachoreten-Leben mit dem klösterlichen zu vereinigen suchten, so verwirklichten die geistlichen Ritterorden die Vereinigung des kriegerischen mit dem Mönchsleben, und in baulicher Beziehung sind besonders die Schlösser des deutschen Ritterordens in Preussen[2]) bemerkenswerth. Der Typus des preussischen Ordensschlosses, wie sich derselbe seit der Mitte des XIV. Jahrh. festgestellt hatte, erscheint als ein von Gräben umzogener quadratischer Bau mit Eckthürmen und einem bis zur Zinnenkrönung des Gebäudes aufsteigenden Hauptportal, durch welches man in den, die Mitte einnehmenden gleichfalls quadratischen Hof tritt. Den letzteren umgiebt, wie in den Klöstern, ein sich gegen den Hof öffnender Kreuzgang, der aber, da die Haupträume des Schlosses niemals zu ebener Erde liegen, nothwendig zwei Geschosse über einander erhalten musste. Zu diesen Haupträumen gehörte zunächst die stets orientirte und mit dem östlichen Ende nach aussen liegende Schlosskapelle, der Convents-Remter genannte Capitelsaal und das Refectorium, welches Speise-Remter hiess. Das Erdgeschoss, unter dem sich in mehreren Etagen über einander mächtige Keller erstreckten, enthielt lediglich die zur Oekonomie erforderlichen

---

Anwendung von Matth. 28, 16 den Weg von der Zionskirche zu Jerusalem bis auf den Oelberg Galilaea, und vermöge Uebertragung konnten auch die den Processionen als Nachbildung jenes Weges dienenden Säulengänge bei den Kirchen mit diesem Namen bezeichnet werden.

1) Vergl. XVI. Neujahrs-Blatt für Basels Jugend. 1838. Beilage S. 2 ff.

2) Vergl. v. Quast, Denkm. der Baukunst in Preussen 1, 8 u. Bl. II—V.

Räumlichkeiten. Völlig übereinstimmend waren auch die Schlösser der Landes-Bischöfe und Domcapitel eingerichtet. Unter den Ordensschlössern, mit denen das ganze Land bedeckt war, zeichnet sich vorzugsweise aus das ehemalige Haupthaus zu Marienburg, das sich als Sitz des Hochmeisters durch grössere Ausdehnung und Pracht von den übrigen unterscheidet.

Mit den Ordenshäusern der Deutschherren und Johanniter, welche Ritterorden ja ursprünglich aus einfachen Hospitälern in Jerusalem hervorgegangen waren, so wie von Anfang an mit allen Klöstern und mit allen geistlichen Verbrüderungen, die nach Art der Mönche ein gemeinsames Leben in einem und demselben Gebäude führten, war stets eine besondere Abtheilung verbunden zur Aufnahme erkrankter Brüder und Angehörigen, so wie vor der Pforte eine Herberge für fremde Pilger. Seit etwa der Mitte des XII. Jahrh. scheinen indess diese klösterlichen Pflegeanstalten (*hospitalia, firmariae*) bei Zunahme der Bedürfnisse und bei der sich in Folge der Kreuzzüge nothwendig machenden strengeren Gesundheitspolizei nicht mehr ausgereicht und zur Gründung von besonderen Krankenhäusern geführt zu haben, die sich namentlich seit dem Anfange des XIII. Jahrh. durch die 1198 von Papst Innocenz III. bestätigten Brüder vom heiligen Geiste und unter Betheiligung der Magisträte schnell über die Städte Deutschlands verbreiteten. [1] In archäologisch-baulicher Beziehung ist über diese Hospitäler des heil. Geistes als gemeinsame Eigenthümlichkeit derselben zu bemerken die Anlage am Eingange der Stadt und am fliessenden Wasser, sowie die enge Verbindung des Krankensaales selbst mit einer Kapelle: ersteres aus Gesundheitsrücksichten, letzteres zur besseren geistlichen Pflege der Kranken. So wurde schon vielleicht die älteste Anstalt dieser Art in Deutschland, das Hospital Joh. des Ev. in Hildesheim (gegr. 1155) [2] auf einem freien, rings vom Wasser der Innerste umspülten Platze angelegt, und ebenso die Heil.Geist-Hospitäler zu Rom (als Mutterhaus) an der Tiber, zu Mainz am Rhein, zu Ulm an der Donau, zu Wetzlar an der Lahn, zu Frankfurt am Main, zu Berlin an der Spree, zu Nürnberg sogar über einem mit grossen Bögen überwölbten Arm der Pegnitz. Die unmittelbare Verbindung der Krankenhalle mit der vor derselben belegenen Kapelle ist bei den Hospitälern zu Frankfurt und Lübeck nachgewiesen. — Das grossartige Nicolaus-Hospital dagegen, welches der Cardinal Nicolaus von Cusa 1450 zu Cues a. d. Mosel für 33 Arme (nach der Zahl der Lebensjahre Christi) mit einem Aufwande von mehr als 10,000 Goldgulden gründete, folgt dem Typus der klösterlichen Clausuren: den offnen Hof in der Mitte umzieht ein Kreuzgang, an den die Wohnräume der Hospitaliten und drei Pfeilersäle grenzen, und die Kirche liegt südöstlich am östlichen Flügel. In dem Stiftungsbriefe ist die Bezeichnung der einzelnen Zellen mit den Buchstaben

Fig. 38. Hospital zu Lübeck (nach Verdier).

1) Vergl. Böhmer, F., im Archiv für Frankfurts Gesch. u. Kunst 3, 75 ff.
2) Kratz, J. Mich., der Dom zu Hildesheim 2, 150 f.

des Alphabets vorgeschrieben. [1]) — Eine besondere Gattung der Hospitäler sind die schon vor den Kreuzzügen in Verbindung mit den Klöstern (z. B. in St. Gallen wohl bereits um 750) [2]) vorkommenden Häuser für Aussätzige. Bei Wasserburg hat sich das Leprosenhaus St. Achaz sammt der dazu gehörigen Kirche erhalten, und auf einer Tafel an der Aussenseite stehen die Gesetze des Hauses. [3]) — Auch mit Brücken wurden zuweilen Hospize für Reisende verbunden, und Kapellen auf Ausbauten der Brückenpfeiler errichtet, in welchen Schiffer und Wanderer, Kaufleute und Pilger ihre Dankopfer für das Geleite Gottes und ihre Gaben zur Instandhaltung der Brücken, welche wie die Hospize für Wohlthätigkeitsanstalten galten, darbringen konnten. So gründete Bischof Konrad III. von Regensburg 1226 am Ende der dortigen Donaubrücke zu Stadtamhof ein zur Brücke gehöriges Hospital nebst Kapelle [4]), und auch auf der Neckarbrücke zu Esslingen, sowie auf der Dresdener Elbbrücke war früher eine (hier dem heil. Alexius gewidmete) Kapelle auf einem verstärkten Pfeiler. Solche Kapellen waren der Ursprung der später auf den Brücken errichteten Bildstöcke und Heiligenstatuen.

B. Innere Einrichtung und Ausschmückung der Kirchen.

Augusti, J. Chr. W., die gottesdienstl. Sachen der alten Christen (Bd. 12. der Denkwürdigkeiten) 1831.

Abbildungen von kirchlichen Mobilien aller Art in: Schmidt, Chr. W., Kirchenmeubles und Utensilien aus dem M. A. und der Renaissance in den Diöcesen Cöln, Trier und Münster. 1851 etc. — Höfling u. Merkel, die Künste des M. A. 2 Bde. Berlin. Ed. Reymann 1857—1861. — Vergl. auch Becker, C., u. Hefner-Alteneck, J. v., Kunstwerke u. Geräthschaften des M. A. u. der Renaissance. 36 Lief. in 3 Bdn. 1847 etc. (Neue Ausgabe 1859.) — Weerth, E. aus'm, Kunstdenkmäler des christl. M. A. in den Rheinlanden. I. Abtheilung: Bildnerei. Bd. 1. 2. 1857. 1860.

a. Altäre und Altarschmuck.

Thiers, J.-B., les principaux autels des églises. Paris 1688. — Voigt, Gthld., Thysiasteriologia, sive de altaribus veterum Christianorum. Hamb. 1709. — Heideloff, C., der christliche Altar, archäolog. und artist. dargestellt. 1838. — Laib, Fr., und Schwarz, Fr. Jos., Studien über die Gesch. des christl. Altars. 1857. — Kunsthistorisches üb. Altarbau, Landshuter Ztg. 1859. No. 236. — Kreuser, J., Skizze üb. den Altar u. seine Gesch., im Organ für christl. Kunst 1861. No. 16 ff. — Vgl. Sacken, Ed. v., der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Ober-Oesterreich (die Einleitung über die Geschichte des christl. Altars) in: Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Dr. G. Heider etc. 1, 125—129, und die über den

---

1) Schmidt, Chr. W., Baudenkm. in Trier. Lief. III.
2) Keller, Ferd., Bauriss des Klosters St. Gallen. S. 8.
3) Anzeiger des German. Museums (1860) 7, 231.
4) Schramm, C. Chr., Schauplatz der Brücken (Leipzig 1735). S. 173.